

Viertes Buch.

Friedrich der Große. (1740—1786.)

31. Friedrich des Großen Jugendjahre.

Die Kinderzeit. Friedrich II., der Große oder der Einzige, war am Sonntag, 24. Januar 1712, gegen Mittag zu Berlin geboren. Mit großer Freude wurde seine Erscheinung von dem Vater Friedrich Wilhelm und dem Großvater Friedrich I. begrüßt, denn nach dem Tode zweier junger Prinzen war kein anderer Thronerbe aus der brandenburgischen Linie der Hohenzollern mehr vorhanden, und auf ihm ruhte daher zunächst die Hoffnung auf die Fortpflanzung des Herrscherhauses. Friedrich I. gab seine Freude durch Anordnung großer Festlichkeiten kund, welche besonders bei der Taufe des jungen Thronerben stattfanden. Unter dem Läuten aller Glocken und dem Donner der Geschütze fand die heilige Handlung statt, bei welcher der junge Prinz, dessen Pächten die größten Fürsten Europas, unter andern auch der Kaiser, waren, die Namen Karl Friedrich erhielt, doch wurde er von früh auf nur Friedrich und an dem einfach bürgerlichen Hofe seines Vaters kurzweg Fritz genannt.

Die erste Erziehung des königlichen Knaben war ganz der Mutter überlassen, der wohlwollenden, milden und gebildeten Königin Sophie Dorothea, welche sich dabei des Raths und Beistands ihrer Ehrendame, Frau von Ramecke, bediente. Als eigentliche Gouvernante wurde wiederum Frau von Roucoules angenommen, welche durch ihren edlen Sinn und ihre treue Anhänglichkeit es wohl verdiente, daß ihr nun noch einmal das ehrenvolle Geschäft der Erziehung des Thronfolgers übertragen wurde. Sie widmete dem jungen Prinzen in jeder Beziehung die zärtlichste Sorgfalt, wofür er sie bis an ihren Tod durch treue Dankbarkeit ehrte. Friedrich bedurfte solcher Sorgfalt um so mehr, da seine Gesundheit zuerst sehr schwankend war; es mochte hiermit zusammenhängen, daß er ein sehr stilles, fast schwermüthiges Wesen hatte. Nur mit seiner Schwester Wilhelmine, die er schon damals und bis an ihr Ende zärtlich liebte, gab er sich gern auch heiteren Spielen hin. Der Vater kümmerte sich damals wenig um die Erziehung, doch war er gern im Schooße der Familie und freute sich an den Spielen der Kinder. Recht nach seinem Sinne war ein Zug aus Friedrich's ersten Jahren. Der Prinz

hatte eine kleine Trommel bekommen, und es machte ihm im Gegensatz gegen sein sonstiges stilles Wesen viel Freude, darauf tüchtig den Marsch zu schlagen. Der kleinen Wilhelmine aber wurde das Trommeln zu viel und sie schlug dem Bruder Fritz vor, ihren Puppenwagen zu ziehen oder mit ihren Blumen zu spielen. Fritz, sonst ihren Bitten leicht nachgebend, antwortete diesmal sehr ernsthaft: „Gut Trommeln ist mir besser als Spielen und lieber als Blumen.“ Ueber diesen Funken soldatischer Neigung war der König Friedrich Wilhelm so erfreut, daß er die Scene von seinem Hofmaler darstellen ließ.

Die Königin, deren treffliches Herz am Wohlthun große Freude hatte, lehrte schon früh auch den Sohn diese fürstliche Freude kennen. Sie ließ oft die Armen in großer Zahl zu sich kommen, bezeugte ihnen ihre Theilnahme und ließ ihnen durch des Kronprinzen Hand milde Gaben reichen. Ihr Bemühen war nicht vergeblich; denn sehr bald äußerte sich, wie viel Gefallen Friedrich selbst am Wohlthun fand. Auf einer Reise nach Hannover hielt die königliche Familie in Tangermünde an, und das Volk drängte sich um dieselbe mit Bezeugungen der Liebe. Es waren auch viele Arme darunter; da ging der kleine Kronprinz schnell in einen Bäckerladen, schüttete seine kleine Baarschaft aus und verlangte dafür Semmeln, Brezeln und Zwieback, was er sogleich selbst unter die Armen, die Kinder und Greise vertheilte. Er hat später geäußert, dort habe er zum ersten Male das Vergnügen genossen, sich von Unterthanen geliebt und Dankesthränen in deren Augen zu sehen.

Die Knabenjahre. Im siebenten Jahre erhielt Friedrich den General Graf von Finkenstein zum Erzieher, einen sechszigjährigen, sehr ehrenwerthen Mann, der durch seine ruhmvolle Führung im Kriege und durch treue Anhänglichkeit, sowie durch sein streng soldatisches Wesen dem Könige sehr werth war; unter ihm stand als Hofmeister der Oberst von Kalkstein, ein gebildeter Mann von heiterem Wesen, streng ordnungsliebend und sparsam, als Lehrer ein junger Franzose, Duhan de Sandun, der viel Kenntnisse besaß und dem jungen Prinzen eine große Liebe zur Literatur und zu den schönen Künsten beibrachte. Der König ertheilte den Hofmeistern eine ausführliche Instruction, wie sie bei der Erziehung ihres hohen Pflegebefohlenen zu verfahren hätten. Nach König Friedrich Wilhelm's erwähnten strengen Grundsätzen heißt es da: „Insonderheit muß meinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt recht beigebracht, hingegen aber alle schädlichen Irrungen und Secten als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören, beslecken und einnehmen kann, aufs Aeußerste gemieden und in seiner Gegenwart davon nicht gesprochen werden; hingegen aber ist Er zur wahren christlichen Religion, welche fürnehmlich darin bestehet, daß Christus vor alle Menschen gestorben, als den einzigen Trost in unserem Leben zu leiten und zu führen, und muß er von der Allmacht Gottes wohl und dergestalt informirt werden, daß Ihm allezeit eine heilige Furcht und Veneration vor Gott beiwohne; denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreiete souveräne Macht in den Schranken der Gehöhr zu halten.“ Latein sollte Friedrich gar nicht lernen, das Französische und Deutsche aber so, daß er sich darin eine elegante und kurze Schreibart angewöhne; außerdem die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, Oekonomie aus dem Fun-

damente; die alte Historie „nur überhin;“ die Geschichte der letzten 150 Jahre aber auf das Genaueste; das Natur- und Völkerrecht, wie auch die Geographie, und was in jedem Lande merkwürdig, sollte er vollkommen inne haben, absonderlich aber die Historie des Hauses Brandenburg, weil ein heimisches Beispiel allezeit mehr Kraft hat, als ein auswärtiges. „Absonderlich,“ heißt es dann, „haben sich beide Hofmeister äußerst angelegen sein zu lassen, meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß Nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, und daß er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte.“ Der König verbot streng, den Prinzen etwa zu verzärteln oder gar zu weichlich zu gewöhnen, und weil Faulheit, woraus Verschwenden und Durchbringen entstehe, eines der größten Laster sei, so sollten die Hofmeister dem Prinzen davor den allergrößten Ekel in der Welt beibringen, auch mit ihren Köpfen dafür haften, daß alle Ausschweifungen vermieden würden.

Diese Vorschriften wurden zwar sehr streng befolgt, aber gerade in der Hauptsache, im Religionsunterrichte, verfehlte man es von vorn herein; denn die großen Geheimnisse des christlichen Glaubens wurden dem lebendigen Prinzen auf so trockene, pedantische Weise vorgetragen, daß, weit entfernt sein Herz dafür zu erwärmen, dasselbe vielmehr zurückgestoßen wurde. Der König selbst verschlimmerte diesen Eindruck, indem er den Kronprinzen oft zur Strafe Psalmen auswendig lernen ließ und demselben hierdurch ein inneres Gefallen an den frommen Dichtungen verleidete.

Natürlich wurde der Instruction gemäß alle Sorgfalt angewandt, um dem jungen Prinzen frühzeitig des Vaters Neigung zum Soldatenwesen einzuflößen und ihn mit allen Regeln des Dienstes bekannt zu machen. Schon im zarten Alter mußte Friedrich die Kinderkleider mit der Uniform vertauschen und zu seinem großen Schmerze sein schönes blondes Haar der knappen soldatischen Frisur aufopfern. Zu seiner Uebung im Waffendienste wurde schon im Jahre 1717 eine Kronprinzliche Cadetten-Compagnie errichtet und später auf ein Bataillon vermehrt. Friedrich war schon im zwölften Jahre im militärischen Dienste so bewandert, daß er dem als Gast anwesenden König von England seine Cadetten zur größten Zufriedenheit vorführte. Um ihm das Kriegswesen auf möglichst angenehme Weise beizubringen, ließ Friedrich Wilhelm in einem Saale des königlichen Schlosses eine Art Zeughaus einrichten und allerlei Gewehre, Kanonen und dergleichen da aufstellen. Im vierzehnten Jahre wurde der Kronprinz zum Hauptmann, im funfzehnten zum Major, im siebzehnten zum Oberstlieutenant avancirt, und zwar nicht bloß dem Namen nach, sondern er machte die regelmäßigen Dienste, wie jeder andere Offizier, mit. Auch den Reueen mußte er überall mit dem Vater beiwohnen, und wenn zu diesem Zwecke Reisen in die Provinzen unternommen wurden, so suchte ihn zugleich der König auf die einfachste Weise mit den verschiedenen Verwaltungsgegenständen bekannt zu machen und sein Interesse dafür zu erwecken.

Verstimmung und Zwiespalt zwischen Vater und Sohn. Friedrich zeigte mehr und mehr außerordentliche Fähigkeiten, mit zunehmender Gesundheit des Körpers entwickelte sich in ihm ein lebhafter, munterer Geist und

eine große Neigung zu Wissenschaft und Kunst. Gleichzeitig aber trat auch immer mehr ein Gegensatz mit dem ganzen Wesen des Vaters hervor. Den König verdroß es schon sehr, daß sein Sohn den Religionsunterricht nicht recht bereitwillig aufzunehmen schien; besonders war er sehr ungehalten, als man ihm kurz vor der Confirmation meldete, daß der Prinz seit geraumer Zeit im Christenthume nur geringe Fortschritte gemacht habe. Der Religionsunterricht wurde vermehrt und am 11. April 1727 konnte Friedrich nach öffentlicher Ablegung seines Glaubensbekenntnisses die Einsegnung erhalten. Bald aber gerieth er mit des Vaters religiöser Neigung noch mehr in Widerspruch: Friedrich Wilhelm, durch eine Krankheit sehr ernst gestimmt, richtete einen strengen Hausgottesdienst ein, bei welchem er öfter selbst die Gebete verrichtete und geistliche Ansprachen hielt. Da mochte denn freilich, da es ihm an der rechten Bildung fehlte, manchmal etwas vorkommen, was den lebhaften und muthwilligen Friedrich, sowie seine ebenso gelaunte Schwester Wilhelmine der frommen Uebungen vergessen ließ; der König glaubte bei ihnen Unaufmerksamkeit und öfter sogar ein kaum verdecktes Lächeln zu bemerken und ließ sie seinen Unwillen darüber eindringlich empfinden. Natürlich war diese Art geistlicher Belehrung und Uebung nicht dazu angethan, dem Prinzen einen ernstern religiösen Sinn beizubringen, und Friedrich Wilhelm hat so trotz des besten Willens durch seine verkehrte Art gewiß viel dazu beigetragen, daß Friedrich's Sinn gegen die Wahrheiten des Glaubens mehr und mehr gleichgültig wurde. Nicht besser gelang es dem Könige mit seinen übrigen Vorsätzen in der Erziehung des Prinzen. Obwohl dieser die militärischen Uebungen gut auffaßte, und nach Wunsch executirte, so merkte doch der Vater, daß er dieselben nicht mit eigentlicher Lust und Liebe trieb: das mechanische Exerciren befriedigte den Geist des jungen Prinzen nicht, und eben so konnte er an dem sonstigen rohen Treiben der Soldaten, besonders an dem vielen Prügeln und Spießruthenlaufen so nicht viel Gefallen finden, um seinen ganzen Sinn mit des Vaters Leidenschaft auf das Militärwesen zu richten. Auch an der Jagd, welche Friedrich Wilhelm sehr liebte, fand der Sohn nicht gleiches Behagen, so wenig wie am Tabakrauchen, an den derben Späßen des Tabakcollegiums, an dem er schon frühzeitig Theil nehmen mußte, und an dem ganzen, meist ungebildeten Umgange des Königs. Ferner war die Sparsamkeit, auf welche dieser so großes Gewicht legte, keine der Haupttugenden des jungen Kronprinzen; er war freigebig und in keiner Beziehung engherzig, und da er vom Vater sehr knapp gehalten wurde, so machte er hier und da einige Schulden, was dem Könige als ein Vorzeichen künftiger Verschwendung galt. Vor Allem aber war es des Prinzen Neigung für Wissenschaft und Kunst, welche dem Sinne Friedrich Wilhelm's gänzlich zuwider war. Duhan de Vandun hatte dem jungen Friedrich von Jahr zu Jahr mehr Geschmack an der schönen Literatur, an der Lectüre französischer Schriftsteller und an den Künsten beizubringen gewußt, und die ganze Sehnsucht des Jünglings ging fortwährend dahin, nach Erfüllung seiner übrigen strengeren Pflichten, sich in der Beschäftigung mit geistigen Dingen, besonders mit guten Büchern zu erholen. Der Vater aber hielt diese Neigung für ein sicheres Zeichen, daß aus dem Sohne nimmermehr ein rechter Kriegsmann werden könnte, und fürchtete, daß so die ganzen Mühen seines Lebens in Betreff der

militärischen Einrichtungen verloren sein würden. Natürlich gab es bei Hofe Leute, welche sich dem Vater angenehm zu machen suchten, indem sie diese Gefahr noch mehr hervorhoben, und durch allerlei Zwischenträgererei wurde Friedrich Wilhelm so aufgebracht, daß er seinem Sohne immer härter begegnete und ihn bei vielen Gelegenheiten vor dem ganzen Hofe mißhandelte. Der König war überhaupt, obwohl voll Liebe und wahren Wohlwollens gegen Frau und Kinder, doch so wenig Herr seines heftigen Temperaments, daß er sie sehr tyrannisirte. Der Kronprinz wurde jetzt ausgescholten, so oft er in des Königs Nähe kam. Von Zeit zu Zeit schrieb er einen demüthigen Brief an denselben, um seine Gnade wieder zu erlangen: dann wurde der König etwas freundlicher, aber es hielt meistens nicht lange an.

Im sechszehnten Jahre wurde Friedrich von seinem Vater mit an den üppigen Hof des Königs August von Sachsen genommen (1718); er widerstand den Versuchungen des ausschweifenden dortigen Lebens nicht und zog sich dadurch neuen Zorn des Vaters zu. Großen Eindruck machte auf ihn das rege künstlerische Treiben in Dresden. Er hörte auch den berühmten Flötenbläser Quanz, und da er die Musik leidenschaftlich liebte, so wirkte er mit Hülfe seiner Mutter aus, daß derselbe mit einigen andern Musikern nach Berlin kam, wo er dann heimlich Unterricht bei ihm nahm. Wenn er Vormittags mit den Soldaten im steifen Zopfe und enger Uniform die Uebungen ausgeführt hatte, so machte er es sich des Nachmittags gern bequem, und mit zierlichem Haarbeutel und gesticktem Schlafrock überließ er sich mit Quanz den Genüssen des Flötenspiels. Eines Abends, als die Beiden mit dem Lieutenant von Katte auch so behaglich zusammen waren, hörten sie plötzlich den Tritt des Königs. Schnell entschwanden die Freunde in einen Versteck, Flöte und Noten wurden bei Seite gebracht, und Friedrich legte in Eile wieder die Uniform an. Der Vater aber merkte, was man getrieben hatte, er fand den Schlafrock und den Haarbeutel, warf sie unter Ausbrüchen der größten Heftigkeit nebst vielen Büchern ins Feuer und konnte des Scheltens kein Ende finden. Der Prinz durfte sich nun lange nicht vor dem Vater sehen lassen; endlich schrieb er ihm wieder, bat, ihm zu verzeihen, wenn er wider sein Wissen und Wollen Etwas gethan, was den Vater verdrossen, und versprach, nie wieder mit Willen zu fehlen. Der König aber antwortete: „der Prinz sei ein eigensinniger und böser Kopf, der seinen Vater nicht liebe, indem er, sobald er abwesend, nicht thue, was dieser wolle. Zum andern,“ fährt der König fort, „weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten (weibischen) Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclination hat, der nicht reiten noch schießen kann, und dabei malproppe an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisirt und nicht verschneidet. Das habe er tausendmal verwiesen und doch umsonst, ohne Besserung.“ Dann warf er dem Prinzen vor, hoffährtig, recht bauernstolz und populär und affabel zu sein, außer Einigen mit keinem Menschen zu sprechen, mit dem Gesichte Grimassen zu schneiden, als wenn er ein Narr wäre; endlich, daß er zu Nichts Lust habe, als seinem eigenen Kopfe zu folgen. Der Brief endete: „Dieses ist die Antwort.“ Zu Anderen sagte der König: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet, er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben.“

Das Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn wurde noch schlimmer, als die Königin immer erneuerte Anstrengungen machte, um die Heirath ihrer Kinder Friedrich und Wilhelmine mit der Prinzessin Amalie von England und dem Prinzen von Wales zu Stande zu bringen. Wie bereits erwähnt, scheiterten diese Bestrebungen zunächst daran, daß Friedrich Wilhelm sich durch laue Aufnahme des Plans Seitens des Königs von England beleidigt fühlte, sodann an den Bemühungen des Kaisers, dessen Gesandter Seckendorff Alles anwandte, um das Zustandekommen eines solchen Familienbündnisses zwischen Preußen und England zu verhindern. Seitdem theilte sich der ganze Berliner Hof in zwei Parteien, eine österreichische und eine englische; die Königin wollte ihren Plan um keinen Preis aufgeben, was ihren Gemahl so erbitterte, daß der häusliche Frieden dadurch ganz untergraben wurde. Mißtrauisch standen die beiden Eheleute einander gegenüber, heimliche Zwischenträger bemühten sich, den Argwohn und Unwillen Friedrich Wilhelm's noch zu steigern, und die beiden Kinder Friedrich und Wilhelmine, welche sonst durch der Mutter Fürsprache oft des Vaters Zorn entwaffnet hatten, waren jetzt um so schlimmer daran.

Friedrich hatte gerade wegen des harten Drucks, den er am Hofe des Vaters zu ertragen hatte, den Plan einer englischen Heirath um so freudiger ergriffen und verband sich heimlich mit der Mutter, um denselben zum Gelingen zu führen. Er schrieb selbst einen Brief nach England; Friedrich Wilhelm aber erhielt von diesem eigenmächtigen Schritte des Kronprinzen Nachricht und wurde nun von noch heftigerem Groll gegen denselben erfüllt. Im Sommer 1729 wuchs sein Zorn so sehr, daß er Friedrich nebst Wilhelminen außer bei den Mahlzeiten ganz aus seiner und der Königin Gesellschaft verwies.

So oft der Kronprinz sich das Geringste gegen des Vaters Neigungen zu Schulden kommen ließ, erfuhr er von demselben die schimpflichste Behandlung. Er wurde auf eine Zeitlang wieder zum Fährdrich degradirt und wiederholt vor allem Hofgesinde ausgescholten. Dabei sagte Friedrich Wilhelm, um ihn noch mehr zu demüthigen, daß, wenn ihn der König, sein Vater, auf ähnliche Weise behandelt hätte, er tausendmal davon gelaufen wäre; aber dazu gehöre mehr Muth als der Kronprinz besitze. Wo er seinem Sohne begegnete, drohte er ihm mit aufgehobenem Stocke. Friedrich war von dieser Behandlung bereits so sehr verletzt, daß er seiner Schwester schrieb, ein Mehreres, als bisher geschehen sei, könne er nicht mehr mit der schuldigen Ehrerbietung ertragen; käme es je zu thätlichen Mißhandlungen, so werde er sein Heil in der Flucht suchen. Die Sache wurde noch schlimmer, als herauskam, daß der Prinz bei Berliner Kaufleuten 7000 Thaler Schulden gemacht hatte: Friedrich Wilhelm war darüber so aufgebracht, daß er ein scharfes Edict gegen das Geldleihen an Minderjährige erließ. Die 7000 Thaler wurden bezahlt, der Kronprinz aber mußte nun den ganzen väterlichen Zorn erfahren. Er selbst theilte seiner Schwester bald darauf seine bitteren Erfahrungen mit folgenden Worten mit: „Man predigt mir alle Tage Geduld, allein Niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit Nie-

mand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, mir fehlt es selbst an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem anderen Bedürfnisse, und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem Könige hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; so wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und auf meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppt er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen; da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog und ich mich erdroffeln fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. — Ich habe zu viel Ehrgefühl, um eine solche Behandlung auszuhalten, bin aufs Aeußerste gebracht und entschlossen, dem auf die eine oder die andere Weise ein Ende zu machen.“ Er dachte seitdem ernstlich daran zu flüchten.

Der König, welcher von den Heirathsplänen mit England Nichts mehr wissen wollte, bestimmte seine Tochter jetzt für den Markgrafen von Schwedt und verlangte von seiner Gemahlin und von Wilhelminen unbedingten Gehorsam. Auf den Wunsch der Königin schrieb jedoch Friedrich noch einmal an den englischen Hof, um die Verheirathung seiner Schwester mit dem Prinzen von Wales zu sichern, und betheuerte dabei, daß er selbst keiner Anderen als der Prinzessin Amalie seine Hand geben würde. Als der König den Inhalt dieses Schreibens erfuhr, stieg seine Heftigkeit noch höher; er mißhandelte den Kronprinzen und Wilhelmine körperlich, so oft er sie sah. Nach einem derartigen Ausstritte theilte Friedrich seiner Schwester den festen Entschluß mit, sich durch die Flucht einer solchen Behandlung zu entziehen. Zwar kam bald darauf ein englischer Gesandter nach Berlin, um noch einmal über die Heirathsangelegenheit mit dem Könige zu unterhandeln, aber an den Bedingungen, welche England stellte, und an des Königs Heftigkeit zerschlug sich die Sache wiederum, und der Kronprinz, welcher hiermit jede Hoffnung auf eine Besserung seiner Lage verloren hatte, beschloß nun, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, um nach England zu fliehen, wo ihm freundliche Aufnahme zugesichert war.

Fluchtversuch und Bestrafung. Die Prinzessin Wilhelmine that Alles, um den Bruder von seinem Vorhaben abzubringen, aber er wurde durch erneuerte Mißhandlungen darin noch bestärkt. Bald fand sich eine scheinbar günstige Gelegenheit. Der Kronprinz begleitete seinen Vater auf einer Reise nach Süddeutschland; zwar wurde er dabei auf das Strengste beaufsichtigt, weil sein Vertrauter, der leichtsinnige Lieutenant von Katte, schon in Berlin durch unvorsichtige Andeutungen Verdacht erregt hatte, aber nichtsdestoweniger versuchte der Prinz sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Katte, der in Berlin geblieben war, sollte nach der getroffenen Verabredung Urlaub zu einer Werbung nehmen und mit den Geldern, Papieren und Kleinodien des Prinzen voraus nach England gehen. Auch der Lieutenant von Keith in Wesel war mit den Beiden im Einverständnisse. In Anspach erhielt Friedrich einen Brief von Katte, der ihn bat, die Flucht zu verschieben, da er noch keinen Urlaub erhalten habe; der Kronprinz erwiderte aber, er wolle nicht

mehr warten, in Sinsheim zwischen Heilbronn und Heidelberg werde er die Flucht bewerkstelligen und im Haag wolle er Ratto erwarten. Er hielt sich versichert, daß die Flucht nicht fehlschlagen könne. In der Hast aber setzte er eine ungenaue Adresse auf den Brief, der statt an Ratto an einen Vetter desselben gelangte. Die Reise ging unterdeß weiter; in Folge eines Zufalls übernachtete man nicht in Sinsheim, sondern in Steinfurth. Friedrich machte schnell seinen Plan; er überredete einen königlichen Pagen, ihm zum andern Morgen um vier Uhr Pferde zu verschaffen, weil er heimlich einen Besuch in der Nachbarschaft machen wolle. Die Pferde wurden besorgt, und Friedrich schickte sich am andern Morgen an, die längst ersehnte Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Ein Kammerdiener aber, der ihn vor Tagesanbruch aufstehen sah, wurde aufmerksam, daß da etwas Heimliches im Werke sei. Er beobachtete, wie der Prinz sich schnell ankleidete, doch nicht die Uniform, sondern ein französisches Kleid und einen rothen Ueberrock anlegte. Kaum hatte Friedrich die Scheune, in der sie schliefen, verlassen, so benachrichtigte der Kammerdiener den Obersten von Kochow von dem Vorgang, sie eilten Friedrich nach und fanden ihn, wie er noch den Pagen mit den Pferden erwartete. Auf ihre Fragen erhielten sie zwar nur kurze abfertigende Antworten, doch hinderten sie Friedrich, ein Pferd zu besteigen und nöthigten ihn, mit nach der Scheune zurückzugehen. Der König war inzwischen gleichfalls benachrichtigt worden, ließ sich jedoch fürerst Nichts merken, weil eigentliche Beweise für die Absicht der Flucht fehlten, bis ihm in Frankfurt der fälschlich an Ratto's Vetter gelangte und von diesem zurückgesandte Brief überbracht wurde, aus welchem der Beweis von Friedrich's Plänen klar hervorging. Nun befahl er, denselben auf einer der Zachten, worauf die Fahrt den Rhein hinunter gemacht werden sollte, in Gewahrksam zu nehmen. Am folgenden Tage erst kam er selbst auf das Schiff; kaum erblickte er den Prinzen, so übermannte ihn der Zorn so, daß er über ihn herfiel und ihm mit dem Stocke das Gesicht blutig schlug. Friedrich rief in seinem Schmerz: „Nie hat ein Brandenburgisches Gesicht solche Schmach erlitten.“ Mit Mühe entriß ihn die anwesenden Offiziere den Händen des erzürnten Vaters: doch wurde er nun wie ein Staatsgefangener behandelt, Degen und Papiere wurden ihm abgefordert. Die traurige Reise ging den Rhein hinunter nach Wesel; der Prinz selbst dachte an nichts Anderes, als wie er seine Vertrauten retten könnte. In Reith in Wesel konnte er noch einen Zettel mit den Worten gelangen lassen: „Rette dich, Alles ist entdeckt.“ Reith setzte sich augenblicklich zu Pferde und entkam über Holland nach England (1730).

In Wesel ließ der König seinen Sohn vor sich bringen und fragte ihn drohend, warum er habe desertiren wollen. Der Kronprinz antwortete entschlossen: „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sklaven behandelt haben.“ „Ihr seid also Nichts als ein feiger Deserteur ohne Ehre,“ sagte der König. „Ich habe so viel Ehre, als Sie,“ erwiderte der Prinz, „und nur das gethan, was Sie mir hundert Mal gesagt haben, Sie würden es an meiner Stelle thun.“ Der König wurde durch diese trotzige Antwort in die äußerste Wuth versetzt und zog den Degen, um seinen Sohn zu durchbohren. Der General von Mosel aber warf sich zwischen Beide und rief: „Durchbohren Sie mich, aber verschonen Sie Ihres Sohnes.“

Dies brachte den König wieder zur Besinnung; Mosel stellte ihm vor, er dürfe den Kronprinzen nicht verurtheilen, ohne ihn zu hören, aber er selbst möge ihn nicht mehr sehen, sondern durch zuverlässige Männer ins Verhör nehmen lassen.

Der Prinz wollte die beabsichtigte Flucht nach England nicht eingestehen, sagte vielmehr aus, er habe nach Frankreich und von da nach Italien gehen wollen, um unerkannt Kriegsdienste zu nehmen und sich durch Waffenthaten der Gnade seines Vaters wieder werth zu machen. Damit hatte er nun aber die Absicht einer Flucht doch zugestanden: der König nach seiner rein soldatischen Auffassung erblickte darin nichts Anderes, als schimpfliches Desertiren und ein höchst gefährliches Beispiel für die ganze Armee, um so mehr, als der Prinz auch noch die beiden Offiziere Ratte und Keith zum Bruch ihres Fahnenweides bewogen hatte. Er war entschlossen, den Vorfall rein militärisch als Desertionssache vor einem Kriegsgerichte behandeln zu lassen. Seiner Gemahlin schrieb er: „Ich habe den Schurken, den Fritz, festnehmen lassen und werde ihn behandeln, wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdienen. Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn an, er hat mich und mein ganzes Haus entehrt. Ein solcher Glender verdient nicht mehr zu leben.“ Bei seiner Rückkehr nach Berlin wüthete er mit den ärgsten Mißhandlungen gegen die Prinzessin Wilhelmine und versicherte, daß er den Kronprinzen hinrichten lassen wolle. Während vor seinem schrecklichen Zornausbruche Alles zitterte und bebte, wagte es die würdige Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Ramecke, ihm zu sagen: „Sie haben Sich bis jetzt Etwas darauf zu Gute gethan, ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst zu sein, und Gott hat Sie mit Wohlthaten überhäuft; aber wehe Ihnen, wenn Sie von Gottes heiligen Geboten abgehen. Fürchten Sie seine Gerechtigkeit. Fassen Sie Sich! Ihr erster Zorn ist verzeihlich, aber er wird zum Verbrechen, wenn Sie ihn nicht zu überwinden suchen.“ Da erwachte des Königs besseres Theil wieder: „Sie sind sehr kühn,“ sagte er, „daß Sie gegen mich eine solche Sprache führen, aber ich nehme es nicht übel. Ihre Absichten sind gut. Sie sprechen freimüthig zu mir, und das vermehrt meine Achtung für Sie. Beruhigen Sie meine Frau.“

Ratte hatte auf die leichtsinnigste Weise versäumt, sich durch die Flucht zu retten, und fiel nun dem König in die Hände. Als er vor diesen geführt wurde, erfuhr er die härtesten Mißhandlungen; dann wurde er verhört und gestand Alles ein. Der Kronprinz war inzwischen nach der Festung Küstrin gebracht worden, wo er als Staatsgefangener mit der größten Strenge behandelt wurde. Die Thüre seines Gemaches mußte fortwährend verschlossen bleiben, Niemand durfte mit ihm sprechen. Das Essen wurde aus der Garüche geholt und Alles klein geschnitten, weil man ihm weder Messer, noch Gabeln geben wollte. Ebenso war ihm Tinte und Feder, die Flöte und alle Bücher streng vorenthalten. Freilich gelang es der allgemeinen Theilnahme, welche sein Schicksal in Aller Herzen erregte, ihm hier und da auf heimlichem Wege eine Erleichterung zu verschaffen. Gleichzeitig kamen von allen Seiten sowohl aus dem preussischen Volke, als von den fremden Höfen Bitten und Vorstellungen für den unglücklichen Prinzen an den König. Dieser aber blieb unerschütterlich dabei, den Schimpf, den ihm sein Sohn, wie er meinte, an-

gethan, durch kriegsrechtliches Urtheil zu sühnen. Nachdem die Untersuchung sorgfältig geführt war, setzte er in der That ein Kriegsgericht zu Köpenick nieder und schrieb demselben vor, den Kronprinzen nur als desertirten Militär zu betrachten. Das Gericht weigerte sich jedoch, über denselben irgend ein Urtheil zu fällen, und sprach nur über Katte die Verurtheilung zu mehrjähriger Festungsarbeit aus. Friedrich Wilhelm war darüber äußerst ungehalten, und warf den Richtern vor, sich nur dem künftigen Thronerben gefällig erweisen zu wollen. In Katte's Vergehen erblickte er ein Majestätsverbrechen und wandelte das Urtheil in Todesstrafe um. Dem Katte sollte bei der Eröffnung gesagt werden: es thue dem Könige Leid, es sei aber besser, er stirbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme. Katte vernahm sein Urtheil mit großer Seelenruhe. So leichtsinnig er vorher gewesen war, so würdig benahm er sich Angesichts des Todes. Tief schmerzte ihn der Kummer, welchen er den Seinigen bereitete, und seine Briefe an dieselben waren von dem rührendsten Ausdrucke der Reue erfüllt. Er bekannte, daß er in das Unglück gestürzt sei, weil er des Höchsten vergessen und nur nach irdischen Ehren gestrebt habe; jetzt aber erkenne er die Liebe Gottes, die ihn durch den dunkeln Pfad der Leiden zum Licht führe. Der König hatte befohlen, daß er unter den Augen des Kronprinzen hingerichtet werden sollte. Er wurde daher nach Küstrin gebracht und das Blutgerüst vor Friedrich's Fenster aufgeschlagen. Als dieser den Freund vorbeiführen sah, rief er ihm zu: „Verzeihe mir, theurer Katte!“ „Der Tod für einen so lebenswürdigen Prinz ist süß,“ erwiderte Jener. Bald darauf traf ihn der tödtliche Streich, der Prinz fiel dabei in eine Ohnmacht, aus der er sich schwer erholt. Der Feldprediger Müller, welcher seinen jungen Freund in den letzten Lebenstagen auf des Königs Befehl öfter gesehen und zu einem christlichen Tode vorbereitet hatte, überbrachte dem Prinzen dessen letzte Grüße und zugleich die Bitte des Sterbenden, Friedrich möchte sich durch Gottes heilige Fügung zu wahrer Buße führen lassen und sich seinem Könige und Vater unterwerfen, auch nicht denen folgen, welche seinen Leiden schmeichelten, sondern vielmehr denen, welche sich ihnen widersetzten. Friedrich wurde durch diese Vorstellungen des Verstorbenen lebhaft ergriffen und öffnete den geistlichen Ermahnungen des wackern Feldpredigers gern sein Herz. Dieser ließ ihn die ganze Größe seiner Schuld ins Auge fassen, aber verwies ihn zugleich auf die göttliche Gnade, welche größer sei, als alle Schuld. Durch ein kräftiges Gebet stärkte er den matten Glauben des jungen Prinzen, welcher ihn aufforderte, ihn täglich zu besuchen.

Unterdeß war der König dann und wann noch zweifelhaft, ob er nicht auch an seinem Sohne die Strenge der militärischen Gesetze in Erfüllung gehen lassen müsse. Es kam darüber mit seinen geachteten Offizieren zu heftigen Auftritten; ein Major von Buddenbrock entblößte einst seine Brust und rief kühn aus: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf.“ Auch der alte Fürst Leopold von Dessau verwandte sich für den Prinzen, und zugleich kamen von den befreundeten Höfen immer dringendere Fürbitten an den König. Am meisten aber trug zu dessen Besänftigung der Bericht des Feldpredigers Müller über des Prinzen Sinnesänderung bei. Müller war

mit demselben in immer herzlicheren Verkehr gekommen und konnte dem strengen Vater melden, daß Friedrich sein Unrecht einsehe und tief bereue; er bat den König inständigst, barmherzig zu sein und den Prinzen zu begnadigen, welcher sonst durch seine tiefe Schwermuth leicht in eine Gemüthsfrankheit verfallen könne. Hierdurch erweicht, gab Friedrich Wilhelm dem Feldprediger den Befehl, zu dem Prinzen zu gehen und ihm, wenn er vor Gott betheuere, daß er seine Sünden von Herzen bereue und seinen Vater um Verzeihung bitte, anzuzeigen, der König wolle ihm zwar noch nicht ganz verzeihen, ihn aber doch aus seiner scharfen Haft entlassen. Er sollte dann nur noch Stadtarrest haben und vom Morgen bis zum Abend bei der Kriegs- und Domainenkammer und der Regierung arbeiten. Vorher müsse er jedoch einen Eid schwören, des Königs Befehle und Willen genau wie ein treuer Diener, Unterthan und Sohn nachzuleben; wenn er dagegen wieder umschlagen, auf die alten Sprünge kommen und den Eid brechen würde, solle er die Krone und nach Umständen wohl auch das Leben verlieren. „Gott gebe seinen Segen,“ fügte er hinzu, „und der Heiland helfe, daß dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein Herz zerknirscht, erweicht und geändert werden möge.“ Der Kronprinz versicherte, bei dem Vorsatze der Lebensbesserung und beim Gehorsam gegen seinen Vater verbleiben zu wollen, und erhielt darauf durch Müller die Nachricht von seiner Begnadigung. Degen und Orden wurden ihm zurückgegeben, der Degen aber ohne *Port d'epée*; er bat den König, ihm auch das wieder zu verstatten. Der König willigte freudig ein, indem er überrascht ausrief: „Ist denn Fritz auch ein Soldat? Nun, das ist ja gut!“

Friedrich's Beschäftigung in Küstrin und Versöhnung mit dem Vater. Dem Kronprinzen wurde nun in Küstrin ein eigenes Haus zur Wohnung eingerichtet. Des Königs Absicht war es schon immer gewesen, ihn in der Verwaltung arbeiten zu lassen, weil ein Fürst, der Nichts von Oekonomie und Finanzen verstehe, in die Hände der Günstlinge gerathe und verachtet werde. Den Tag nach der Eidesleistung wurde denn der Prinz in die Kriegs- und Domainenkammer in Küstrin eingeführt und nahm an einem untenangestellten kleinen Tische als Auskultator mit seinen beiden Kammerjunkern Platz. Hier sollte er alle Tage von sieben bis zwölf und von drei bis fünf Uhr arbeiten, in den späteren Stunden von dem Präsidenten und einem Director über die Sachen, die er nicht verstehe, besonderen Unterricht erhalten. Er durfte keine Briefe schreiben, auch nicht an seine Geschwister, nur in bestimmten Zeiträumen an König und Königin, Musik weder machen, noch hören, Fremde so wenig wie möglich sehen, und nie sollte jemand von Politil mit ihm sprechen: nur von Gottes Wort und der Landesverfassung durfte die Rede sein. Bloss drei Bücher wurden ihm verstattet: die deutsche Bibel, das Gesangbuch und Arnd's wahres Christenthum; habe er Zeit übrig, so solle man ihm die Schriften des alten Markgrafen Johann von Küstrin über die Staatshaushaltung vorlegen. Besonders sollte sich der Prinz auch mit der Ackerwirthschaft und Viehzucht bekannt machen, damit er erfahre, wie viel Mühe es einen Bauern koste, so viel Groschen zusammenzubringen, als zu einem Thaler gehören, um damit einst rathsam umzugehen. Natürlich fiel es dem Prinzen ungemein schwer, sich in Allem den strengen Anordnungen

des Vaters zu fügen, und öfter kostete es ihn einen heftigen Kampf, um sich nicht nochmals gegen diesen aufzulehnen, aber die ruhige Ueberlegung siegte und er lernte sich äußerlich in Alles ergeben. Am schwersten war ihm die Entbehrung seiner Bücher, besonders der französischen. Um den Aufenthalt in Küstrin abzukürzen, beschloß er, Alles anzuwenden, sich die Zuneigung seines Vaters wieder ganz zu verschaffen. Er wußte, daß die englischen Heirathspläne vor Allem den Unwillen desselben erregt hatten, und er schrieb deshalb an den General von Grumbkow, des Königs Vertrauten, daß er jene Gedanken gänzlich aufgegeben habe und sich gern des Königs Absichten fügen werde. Grumbkow, der früher mit Seckendorf ein heftiger Gegner des Prinzen gewesen war, ließ es sich jetzt angelegen sein, eine vollständige Ausöhnung zwischen Vater und Sohn herbeizuführen, und gab letzterem sehr guten Rath, wie er sich in seinen Briefen auszudrücken habe, um Friedrich Wilhelm's Wohlgefallen wieder zu gewinnen. Er bewirkte es auch, daß der König bei Gelegenheit einer Reise nach Preußen den Kronprinzen in Küstrin besuchte. Dieser hatte sich in dem Prüfungsjahre so verändert, daß schon sein ernstes männliches Aeußere dem König wohlgefiel, noch mehr aber das offene freie Wesen, womit er zu des Vaters Füßen seine Schuld unumwunden eingestand und bleibende Besserung gelobte. Beim Abschiede umarmte ihn der König vor allem Volke und versicherte ihm, daß er nun nicht mehr an seiner Treue zweifelse. Doch wurde des Prinzen Lehrzeit in Küstrin noch nicht für beendet erklärt; nur erhielt er die Erlaubniß, auch die Domainen in der Umgegend zu besuchen, um sich auch praktisch von allen Dingen zu unterrichten. Dies that er mit großem Eifer und trefflichem Erfolge: er lernte alle Einzelheiten der Verwaltung kennen und gab darüber dem Könige genaue Rechenschaft.

Die Verheirathung der Prinzessin Wilhelmine ließ den Prinzen seiner völligen Begnadigung wieder einen Schritt näher kommen. Die Königin hatte noch immer die Verbindung ihrer Tochter mit dem Prinzen von Wales betrieben; ihr Gemahl aber, durch die fortwährenden ausweichenden Antworten des englischen Hofes erbittert, drang auf die Vermählung der Prinzessin mit dem Erbprinzen von Vaireuth. Wenn sie gehorsam sei, wolle der König gleich nach ihrer Verheirathung den Kronprinzen in Freiheit setzen, alles Vergangene vergessen und ihm und der Königin gut begegnen. Die Prinzessin willigte, besonders aus Liebe zu ihrem Bruder, ein. Der Kronprinz wurde zwar zur Vermählung selbst nicht nach Berlin gerufen, am vierten Tage der Hochzeitsfeierlichkeiten während eines großen Balles im königlichen Schlosse traf er auf des Königs Befehl dort ein. In einem schlichten grauen Anzuge trat er unerkannt in den Saal und mischte sich unter die an der Thüre stehenden Bedienten. Niemand außer dem Könige wußte um seine Anwesenheit. Endlich wurde die Königin, welche beim Spiele saß, durch ihre Oberhofmeisterin von der Ankunft des geliebten Sohnes unterrichtet: sie eilte auf ihn zu und schloß ihn in ihre Arme. Die Prinzessin Wilhelmine war außer sich vor Freude, als ihr gesagt wurde, der theure Bruder sei gekommen; aber auch sie mußte erst suchen, bis sie ihn herausfand, so hatte sich sein Ansehen verändert. Nachdem sie ihn herzlich umarmt hatte, warf sie sich dem Vater zu Füßen und

drückte ihm ihre Gefühle der Dankbarkeit so lebhaft aus, daß er sich der Thränen nicht erwehren konnte.

Am folgenden Tage baten sämtliche in Berlin anwesende Oberoffiziere unter Anführung des alten Fürsten Leopold von Dessau den König, daß er seinen Sohn auch wieder in das Heer aufnehme. Als nun bald darauf bei einer Heerschau der Kronprinz mit dem Könige in Uniform erschien, ließ das Volk seiner Freude in lautem Zurufe freien Lauf.

Noch einmal jedoch kehrte Friedrich nach Küstrin zurück, wo er noch drei Monate mit großer Auszeichnung und zur hohen Befriedigung des Vaters arbeitete. Erst dort in Küstrin entwickelte sich Friedrich's Sinn für ernste Arbeiten; er widmete sich nach und nach den staatswirthschaftlichen Studien mit wahrer Theilnahme und Lust und fing an, eigene Ideen für das Wohl des Staates zu verarbeiten. Auch für das Soldatenwesen entwickelte sich jetzt in ihm eine freiwillige Neigung: er bat den König, ihm eine Compagnie in Küstrin und eine in Frankfurt zu geben, um neben seinen landwirthschaftlichen Beschäftigungen auch dem Dienste zu leben. Der Vater wollte es fast nicht glauben, aber es machte ihn sehr glücklich.

Friedrich's Vermählung. Um Friedrich Wilhelm vollständig zu verfühnen, hatte der Kronprinz, wie gesagt, schon lange auf die von der Mutter noch immer eifrig erstrebte englische Heirath verzichtet. Grumbkow hatte ihm heimlich den Rath gegeben, den Wünschen des Vaters entgegenzukommen, welcher vorzüglich seine Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern wünschte. Dieselbe war eine Nichte der Kaiserin, und der österreichische Gesandte hatte insgeheim Alles gethan, um die Absichten des Königs auf sie zu lenken und durch eine solche Verbindung den künftigen Thronfolger enge an das kaiserliche Haus zu knüpfen. Der Kronprinz erklärte an Grumbkow von vorn herein, er sei bereit, die Prinzessin zu heirathen, wenn dieselbe nur nicht albern und gar zu häßlich sei. Grumbkow schilderte ihm nun die Prinzessin, welche mit ihren Aeltern damals in Berlin zum Besuche war, nicht gar vortheilhaft, damit Friedrich später angenehm überrascht würde, wenn er sie selbst sähe. Der Prinz aber gerieth noch einmal in einen fast verzweifelten Kampf mit sich selber; durch Grumbkow's Brief wurden die schwersten Bedenken in ihm rege. Er besorgte, sich für alle Zukunft an eine Frau zu binden, welche ihm unerträglich werden müßte. Er wünschte sich eine Gattin, welche in den Gesinnungen und geistigen Neigungen mit ihm übereinstimmte, was er von der ihm vorgeschlagenen Prinzessin nicht erwartete. In einer solchen Stimmung schrieb er einen verzweifelten Brief an Grumbkow. Für die Verirrungen seiner Jugend, sagte er, sei er genug bestraft, und wolle nicht die Verpflichtung eingehen, für immer unglücklich zu werden, lieber mache er durch einen Pistolenschuß allen Qualen ein Ende. Gott werde ihn nicht verdammen, wenn er sich von einem unglücklichen Dasein befreie. Grumbkow machte ihm sehr ernste Vorstellungen wegen dieser übereilten und verbrecherischen Gedanken. Zu gleicher Zeit aber kam ein Schreiben des Königs, worin dieser in der Aussicht auf die Heirath den Kronprinzen anwies, seinen Aufenthalt in Küstrin aufzugeben und mit Sack und Pack nach Berlin zu kommen. Die nahe Aussicht auf völlige Befreiung aus der bis-

herigen Verbannung wirkte auf Friedrich mehr, als alle sonstigen Betrachtungen, und am festgesetzten Tage traf er in Berlin ein.

Die Prinzessin, die ihm zur Braut bestimmt war, mißfiel ihm weit weniger, als er erwartet hatte: sie war zwar nicht schön, aber auch nichts weniger als häßlich, vielmehr gut gewachsen und von angenehmen Zügen, dabei einfach, verständig, vielseitig gebildet und vor Allem sehr gutherzig. Nur fehlte es ihr an Sicherheit und Gewandtheit des Benehmens, und sie wurde noch mehr eingeschüchtert, als sie gewahr wurde, wie der Kronprinz, dem sie selbst nur auf den Willen ihrer Aeltern die Hand reichte, ihr kalt und abgemessen begegnete. Sie machte nicht gerade einen nachtheiligen Eindruck auf denselben. „Ich habe keinen Widerwillen gegen sie,“ äußerte er, „sie ist ein gutes Herz, ich wünsche ihr nichts Uebels, aber ich werde sie nie lieben können.“ Die Prinzessin, um ihren Willen befragt, antwortete, sie werde Alles thun, was Vater und Mutter von ihr verlangten, die Person des Prinzen mißfalle ihr nicht. Friedrich Wilhelm bestand darauf, daß die Verlobung sofort statt fände, und dieselbe wurde am 10. März 1732 vollzogen.

Der Kronprinz wurde nun in das Generaldirectorium eingeführt, um sich noch in dieser höchsten Verwaltungsbehörde weiter auszubilden; er wünschte jedoch des Zwanges, welcher ihm in der Nähe des Vaters auferlegt war, enthoben zu sein, und wußte es durchzusetzen, daß er als Oberst eines Regiments nach Ruppin, zehn Meilen von der Hauptstadt, versetzt wurde, wo er fortfuhr, sich in allen militärischen und Verwaltungsangelegenheiten genau zu unterrichten und den Vater durch treffliche Berichte, wie durch Uebersendung „langer Kerls“ zu erfreuen.

Am 12. Juni 1733 fand unter großen Feierlichkeiten, doch ohne freudige Stimmung, Friedrich's Vermählung in einem braunschweigischen Schlosse statt. Die Kronprinzessin folgte ihrem Gemahl nach Berlin, wo am 27. Juni ihr Einzug mit militärischem Gepränge gefeiert wurde. Ihr Schicksal war keineswegs beneidenswerth; denn der Prinz begegnete ihr mit abstoßender Kälte und auch die Königin ließ sie nur allzufehr empfinden, daß auch ihr diese Heirath keine erwünschte gewesen. Wenn übrigens Friedrich auch keine wirkliche Zuneigung zu seiner jungen Frau empfand, so mußte er ihr doch sehr bald alle Achtung widmen. Er gestand gegen einen Vertrauten: „Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich sie nicht wahrhaft achten wollte; denn sie ist sehr sanft, höchst gelehrig und übermäßig gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht.“

Friedrich's Aufenthalt in Rheinsberg; seine weitere Vorbereitung für den Thron. Friedrich Wilhelm war jetzt durch die Willfährigkeit des Kronprinzen gegen seine Wünsche so erfreut, daß er demselben gern auch alle Zeichen seines Wohlwollens gab, und da er erfahren hatte, daß Friedrich das Schloß Rheinsberg bei Ruppin zu besitzen wünschte, so kaufte er ihm dasselbe und gestattete, daß er mit einer Anzahl auserwählter Begleiter und Freunde seinen bleibenden Aufenthalt dort aufschlug. In Rheinsberg verlebte nun der Prinz in ernstest Beschäftigung, in Studien und im freien geselligen Verkehre die schönsten Tage seines Lebens. Sein Geist hatte schon in Küstrin eine ernste Richtung auf die Vorbereitung für seinen hohen Beruf genommen; darin beharrte er und wandte die ihm in Rheinsberg gewährte Freiheit an,

um sich in jeder Beziehung weiter auszubilden. Außer der Einübung seines Regimentes, welches er täglich in dem nahen Muppin tüchtig exercirte, und ganz zur Zufriedenheit des Königs führte, hatte er keine vorgeschriebene Beschäftigung; aber er selbst machte sich eine allseitige Thätigkeit zur Pflicht. Dort in Rheinsberg versammelte der Prinz seine wissenschaftlich gebildeten, geistreichen Freunde in ungezwungenem Verkehre um sich, dort knüpfte er den Briefwechsel mit bedeutenden Gelehrten an, dort schrieb er seine ersten Werke und bildete sich in jeder Beziehung zum Könige aus.

Die eigentlichen Studien des Kronprinzen gingen zunächst auf die Kriegswissenschaften; er las ein gerade damals erschienenenes treffliches Buch über die Feldzüge unter Ludwig XIV., besonders über die Kriegsthaten der großen Generale Condé, Turenne und des Marschalls von Luxemburg mit dem größten Eifer und gewiß mit dem erheblichsten Nutzen. Der alte Fürst Leopold von Dessau verfaßte für ihn „eine ausführliche Beschreibung, wie eine Stadt soll belagert werden“ mit großen erläuternden Plänen, wodurch er Friedrich sehr erfreute.

Bald fand sich eine Gelegenheit, wo dieser den Krieg auch aus eigener Anschauung, wenn auch nur sehr vorübergehend, kennen lernen sollte. In dem Reichskriege gegen Frankreich im Jahre 1734 führte der berühmte Prinz Eugen von Savoyen den Oberbefehl. Friedrich Wilhelm schien die Gelegenheit erwünscht, um den Kronprinzen unter so gefeierter Leitung in die Kunst des Krieges einweihen zu lassen; er schickte denselben als Freiwilligen zur Armee. Kaum im Lager angekommen, begab sich Friedrich zum Prinzen Eugen, um den greisen Helden, dessen Name noch heute im Volksmunde lebt, von Angesicht zu schauen, und bat um die Erlaubniß, „zuzusehen, wie ein Held Vorbeeren sammelt.“ Dem alten Krieger gefiel der preussische Prinz, von dem er schon manches Gute erfahren hatte, und ihn ernst anschauend sagte er: „Alles an Ihnen verräth, daß Sie einst ein tapferer Feldherr sein werden.“ Während sie dann an der Tafel saßen, wurde von den Franzosen tüchtig geschossen; doch achtete man darauf nicht, und der Kronprinz freute sich, wenn er einen Trinkspruch ausbrachte und der Donner der Geschütze denselben begleitete. Der Geist und das männliche Betragen des Prinzen erfreuten den alten Eugen immer mehr, und derselbe zog ihn zu allen Kriegsberathungen zu: Friedrich suchte sich dieses Vertrauens durch Theilnahme an allen Operationen, sowie an allen Beschwerden des Feldlagers würdig zu machen. Auch zeigte er schon hier seine Unerschrockenheit. Er war zur Besichtigung der Linien von Philippsburg mit geringem Gefolge ausgeritten; als er durch ein liches Gehölz zurückkehrte, wurde er von dem Geschütze der Gegner verfolgt, die Kugeln schlugen dicht bei ihm nieder und mehrere Bäume wurden zu seinen Seiten zertrümmert, doch behielt er die größte Ruhe, und allgemein wurde seine Haltung in der Gefahr bewundert. Der Feldzug hatte, wie wir bereits gesehen haben, kein erhebliches Resultat, aber das Lob, welches Prinz Eugen dem jungen Prinzen widmete, war diesem bei Friedrich Wilhelm eine große Empfehlung: der Vater sah ihn nun mit immer günstigeren Augen an.

Nach dieser kurzen Unterbrechung kehrte Friedrich nach Rheinsberg zurück, um sich dem ungestörten Genuße der Wissenschaften und eines heiteren Verkehrs mit seinen Freunden zu widmen.

Das Leben und Treiben in Rheinsberg versetzt uns in die Zeit der Königin Sophie Charlotte zurück. Wir haben davon die Beschreibung eines Zeitgenossen, welcher ein liebliches Bild von der Anmuth des Ortes und der Heiterkeit des fürstlichen Hofhaltes giebt. „Alle, die auf dem Schlosse wohnen,“ heißt es in dem Berichte, „genießen die ungezwungenste Freiheit, sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei der Tafel, beim Spiele, auf dem Ball, im Concerte oder bei anderen Festen. Jeder denkt, liest, zeichnet, schreibt, ergötzt oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Dann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung an und begiebt sich in den Speisesaal. Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verrathen den Mann von Geist. Sein Gespräch bei Tafel ist unvergleichlich; er spricht viel und gut. Es scheint, als wäre ihm kein Gegenstand fremd und zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle Anderer zu Tage zu fördern. Er scherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit und ohne eine witzige Erwiderung übel aufzunehmen. Nach der Mittagstafel versammelt sich der ganze Hof um den Kaffeetisch; man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel, man geht umher, und diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Salon Concert, wozu man eingeladen sein muß. Er selbst spielt gewöhnlich die Flöte. Er behandelt das Instrument mit höchster Vollkommenheit, seine Fingergeläufigkeit und sein Vortrag sind einzig. Er hat mehrere Sonaten selbst componirt. Doch Friedrich ist in Allem ausgezeichnet.“

Die militärischen Freunde des Prinzen wurden in Rheinsberg zu einer Art Ritterorden vereinigt, dessen Schutzpatron Bayard, der berühmte Ritter „ohne Furcht und Tadel“ war. Der Zweck der Vereinigung war die Vervollkommnung der Kriegskunst, Untersuchung wichtiger militärischer Fragen und das Studium der Feldzüge aller berühmten Heerführer.

Vor Allem aber war des Prinzen Muße in Rheinsberg der Pflege der Wissenschaften gewidmet. Mit dem unermüdblichsten Eifer war er bemüht, die Lücken seiner früheren Ausbildung auszufüllen. „Ich studire mit aller Kraft,“ schreibt er selbst, „und thue alles Mögliche, mir Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich meiner künftigen Bestimmung würdig zu machen; endlich arbeite ich daran, mich zu veredeln und meinen Geist mit den berühmtesten Mustern alter und neuer Zeit zu erfüllen. Diese Anstrengungen sind eine Folge meiner Selbsterkenntniß, um zu erwerben, was mir fehlt, und zu verbessern, was mangelhaft ist.“

Bei dieser wissenschaftlichen Beschäftigung trieb ihn seine alte Vorliebe besonders zu französischen Schriftstellern hin. Die deutsche Sprache, welche damals noch in einer großen Unbeholfenheit und Geschmacklosigkeit befangen war, während die französische Literatur schon unter Ludwig XIV. ihr goldenes Zeitalter gehabt hatte, war ihm nicht angenehm, er sprach und schrieb fast ausschließlich französisch und studirte auch vorzugsweise französische Schriftsteller, außerdem einige italienische Werke und die alten griechischen Klassiker in französischen Uebersetzungen. Besonders wählte er geschichtliche, philosophische und schönwissenschaftliche Werke.

Unter allen Schriftstellern seiner Zeit zog ihn keiner so an, wie der Franzose Voltaire, welche das Anmuthige, Leichte und Verführerische der französischen Sprache in der höchsten Vollkommenheit besaß. Seine Schriften waren durch Wiß und geistvolle Darstellung, welcher man eben so leicht folgt, wie einer lebendigen Unterhaltung, in hohem Grade ausgezeichnet und übten einen großen Reiz auf Friedrich aus. Er ließ sich sehr bald mit Voltaire in einen Briefwechsel ein. Dieser geistige Verkehr hatte nach und nach einen sehr großen Einfluß auf Friedrich's Denkungsweise, besonders in religiöser Beziehung. Wir haben schon gesehen, wie die Wahrheiten des christlichen Glaubens dem Kronprinzen in frühester Jugend durch die pedantische, trockene Belehrung und durch des Vaters schroffe Strenge verleidet worden waren. Der Eindruck, welchen dann in Küstrin die herzlicheren und wärmeren Vorstellungen des Feldpredigers Müller auf Friedrich gemacht hatten, war sehr rasch wieder verflogen, und bald gab er sich von Neuem allen Zweifeln an den Heilswahrheiten hin. Selbst die ersten Grundlagen alles religiösen Glaubens, die Ueberzeugung von dem Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, wurden in ihm erschüttert; doch brachte ihn das Studium ernsterer Schriften hierin wieder auf einen besseren Weg. „Ich bin jetzt überzeugt,“ schrieb er im Jahre 1736, „von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein, so viel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Kreatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers gegen die Menschen, meines Gleichen, erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben.“ Leider war dieser Anfang religiösen Glaubens nicht kräftig genug, um den jungen Prinzen weiteren Versuchungen widerstehen zu lassen; der Verkehr mit Voltaire aber trug dazu bei, ihn immer weiter von den christlichen Lehren abzulenken. Voltaire war zuerst nur gegen Mißbrauch und Heuchelei in religiöser Beziehung, sowie gegen Herrsch- und Verfolgungssucht der Priester mit heftigen und bitteren Schriften aufgetreten. Aber er blieb hierbei nicht stehen, ließ es sich vielmehr vorzüglich angelegen sein, die philosophischen Lehren zu verbreiten, welche in England zuerst von dem berühmten Locke und in viel schlimmerer Art von dessen Nachfolgern aufgestellt worden waren. Letztere leugneten nicht nur die geoffenbarten christlichen Wahrheiten, sondern wollten überhaupt von den höheren, der menschlichen Vernunft eingeborenen religiösen Ideen Nichts wissen und nur das als wahr zugeben, was man mit den Sinnen und durch die Erfahrung wahrnehmen könne. Diese gefährlichen Lehren, durch welche aller religiöse Glaube untergraben wurde, fanden besonders durch Voltaire's gefällige und glänzende Darstellung viel Eingang bei allen Nationen: überall machte sich diese sogenannte Aufklärung geltend, und man kam so weit, die Religion selbst nur als einen Betrug anzusehen, den einige Klügere erfunden hätten, um die große Menge der einfacheren Leute dadurch leichter zu beherrschen. Voltaire besonders ließ seinen beißenden Wiß an allen christlichen Lehren und Einrichtungen aus, und es gab nichts Heiliges, was er nicht herabzuziehen und zu schänden versucht hätte. Der Kronprinz Friedrich

stimmte nun zwar nicht in allen Dingen mit ihm überein, vielmehr haben wir noch einen Briefwechsel, worin er gewisse höhere Ideen gegen den französischen Zweifler vertheidigt, aber allmählig gewann leider dessen Geist immer mehr Einfluß auf unseren Prinzen, und dieser verfiel zuletzt einem fast gänzlichen Unglauben. Wo er ächte Frömmigkeit fand, da versagte er derselben zwar seine Achtung nicht, und im Allgemeinen war es seinem Sinne zuwider, irgend Jemand wegen seines Glaubens zu verfolgen, aber den Geistlichen blieb er mit wenigen Ausnahmen abhold, und für sich selbst hat er die Tröstung und Stärkung des Glaubens niemals gesucht. Er fühlte es öfter als ein Unglück für einen Fürsten, nicht gläubig zu sein, wie seine Völker, aber er war zu ehrlich, um Religion zu heucheln, und hoffte, das Volk werde einen Fürsten, der es redlich mit ihm meine und es durch seine Handlungen glücklich zu machen suche, doch lieben. Auch nahm er es mit seinen Handlungen um so strenger: er machte sich ein Ideal von Vollkommenheit, und wenn man ihm sagte, daß er es nicht erreichen werde, so erwiderte er, daß er wenigstens danach streben und sich dann mit dem genügen lassen wolle, was er erreiche.

Während der Prinz durch Lesen, Denken und vielfachen Briefwechsel mit bedeutenden Gelehrten seinen Geist auf alle Art auszubilden bemüht war, entstanden auch seine ersten eigenen Schriften. Unter Anderem schrieb er (1793) eine große Abhandlung über Politik unter dem Titel „Anti-Macchiavell.“ Der Florentiner Macchiavell hatte im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ein Buch „vom Fürsten“ geschrieben, worin er nachwies, mit welchen Mitteln eine Alleinherrschaft im Staate zu erlangen und zu behaupten sei. Da er vielfach Mittel der Gewalt und der List empfahl, so hielt Friedrich sein Buch für ein höchst verderbliches. „Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Pesten,“ sagte er, „sind nicht so nachtheilig für die Welt, als schlechte Moral und zügellose Leidenschaften der Könige.“ Er geht in seiner Widerlegung des Florentiners davon aus, daß das Hauptstreben für einen Fürsten die Gerechtigkeit sein müsse: er müsse das Wohl des Volkes, welches er regiere, jedem anderen Interesse vorziehen, denn der Fürst solle sich nicht als unumschränkter Herr seiner Unterthanen, sondern als ihr höchster Diener betrachten, als ihr Vormund, welcher ihr Vermögen zu verwalten habe und dafür verantwortlich sei. Die Schrift ist durchweg von edeln und trefflichen Gedanken erfüllt; überall tritt uns Abscheu vor dem Laster und ein starkes sittliches Gefühl entgegen.

So bereitete sich Friedrich in Rheinsberg für seinen hohen Beruf vor. Die Meinungen darüber, was man von ihm zu erwarten hätte, waren getheilt: die Meisten glaubten, er werde sich nur angelegen sein lassen, Wissenschaft und Geist an seinem Hofe zu pflegen und darin selbst als Muster voranleuchten; Andere hofften, er werde Gewerbe und Künste fördern und seinem Volke die Wohlthaten des Friedens gewähren; nur Wenige ahnten, daß er nicht nur Vater des Vaterlandes, sondern auch Kriegsheld sein würde. Doch schrieb ein Franzose ein Jahr vor Friedrich's Thronbesteigung: der wahre Gegenstand seiner Wünsche sei der Ruhm und zwar der Kriegsruhm, er brenne vor Begierde, in die Fußstapfen seines Ahnherrn, des großen Kurfürsten, zu treten.

32. Friedrich's Regierungsantritt und erste Handlungen.

Der Regierungsantritt. Friedrich war achtundzwanzig Jahre alt, als ihn des Vaters Tod am 31. Mai 1740 auf den Thron berief. Gleich die ersten Stunden zeigten dem erstaunten Hofe, daß der neue Fürst es mit dem königlichen Amte sehr ernst zu nehmen gedente. Kaum war er von dem Todbette Friedrich Wilhelm's geschieden, da erschien vor ihm der alte Leopold von Dessau, umfaßte mit Thränen seine Kniee und bat, ihm und seinen Söhnen die Stellen und die Autorität bei Hofe zu lassen, welche sie unter seinem Vater gehabt. Friedrich hatte dem alten Kriegsmanne niemals recht getraut, weil er ihn als einen Anhänger Oesterreichs kannte, aber indem er ihn befahl, sich zu erheben, sagte er: seine Stellen solle er behalten, von seiner Autorität jedoch wisse er nichts. „Nachdem ich König bin,“ setzte er hinzu, „denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der Einzige zu sein, der hier Autorität besitzt.“ Noch an demselben Abende eilte er von Potsdam nach Berlin. Am andern Morgen empfing er die dort anwesenden Generale, welche über sein erhabenes königliches Auftreten erstaunt waren. In seiner Anrede an dieselben kündigte er den Willen an, die Armee, wie sein Vater sie gebildet, zu erhalten, aber einige große Uebelstände bei derselben abzustellen. „An zwei Dinge,“ sagte er, „will ich Sie erinnern: das Eine, daß die Truppen nicht nur schön, sondern auch gut und brauchbar sein müssen, und das Zweite, sie dürfen dem Lande nicht lästig und verderblich werden, das sie schützen sollen. Gegen Einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht und Uebermuth vor; stellen Sie dieselben ab. Ein guter Soldat,“ setzte er mit jugendlicher Wärme hinzu, „muß eben so wohl menschlich und vernünftig sein, als herzlich und brav.“ — Bald darauf versammelte er in Charlottenburg die bisherigen Minister, welche ihm nach alter Gewohnheit von Neuem den Eid der Treue leisten mußten. „Sie hätten bis dahin,“ sagte er unter Anderem zu denselben, „oft einen Unterschied zwischen dem Vortheile des Königs und dem des Landes gemacht.“ „Ach,“ fuhr er fort, „denke anders. Ich glaube, daß das Interesse des Landes auch das meinige ist, und daß ich keines haben kann, das dem des Landes entgegen wäre. Sollten sich beide einmal nicht mit einander vertragen, so soll der Vortheil des Landes den Vorzug haben.“

Der Finanzminister Boden. Die früheren Freunde Friedrich's, welche mit ihm die angenehmen Tage zu Rheinsberg verlebt hatten, meinten zum Theil, jetzt sei eine Zeit hohen Glanzes und Ansehens für sie gekommen, und machten bereits Entwürfe für eine prächtige Hofhaltung. Der bisherige Minister Boden aber, ein strenger, sparsamer Mann, den Friedrich bis dahin nicht leiden mochte, widersetzte sich dem mit der größten Offenheit und Entschiedenheit: er erklärte dem Könige rund heraus, wenn die Ausgaben vermehrt werden sollten, so müßte man entweder das Land mit neuen Auflagen bedrücken oder das Heer vermindern. Friedrich antwortete: „Keins von Beiden. Meine Unterthanen müssen keinen Heller geben; ich weiß zu gut, wie sehr sie schon gedrückt sind. Das Heer aber soll noch verstärkt werden.“ Er ließ sich von dem ehrlichen Boden genaue Auskunft über alle Finanzverhältnisse ertheilen und behielt die bisherige Sparsamkeit in der Verwaltung bei.

Seine Freunde aber sahen sich in ihren hohen Hoffnungen getäuscht und mußten sich mit bescheidener Beförderung begnügen, ohne eigentlichen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu gewinnen, außer insoweit sie dazu wirklich befähigt waren.

Die Königin. Seiner Gemahlin wies Friedrich das neueingerichtete Schloß zu Schönhausen mit einem angemessenen Hofstaate an. Er stand zu derselben in einem eigenthümlichen Verhältnisse: er hatte nie das drückende Gefühl zu überwinden vermocht, daß ihm bei der Vermählung Zwang angethan worden, und ließ deshalb eine wirkliche Zuneigung nicht aufkommen. Elisabeth Christine aber hatte in ihrer schwierigen Lage so viel ächt weibliche Milde, edle Sanftmuth und treffliche Eigenschaften bewiesen, daß ihr der König die größte Hochachtung nicht versagen konnte. Er wollte ihr daher eine ehrenvolle Stellung bereiten und setzte sie in den Stand, einen eigenen Hof ganz ihrem königlichen Stande gemäß zu halten, auch hielt er darauf, daß ihr in jeder Beziehung alle Ehre und Rücksicht als Königin erwiesen würde; er selbst aber sah sie nur selten und verzichtete darauf, an ihr eine treue Lebensgefährtin zu haben, wie sie es gewiß für ihn gewesen wäre.

Erste Regierungsforgen. Friedrich erhielt gleich nach seinem Regierungsantritte Gelegenheit, seine Fürsorge für des Volkes Wohl zu bewähren. Der strenge Winter des Jahres 1740 hatte einen großen Nothstand hervorgerufen; um der Theuerung abzuhelpen, ließ der König die von seinem Vater angelegten großen Vorrathshäuser öffnen und das Getreide zu billigen Preisen an die Armen verkaufen, auch wurden baare Geldunterstützungen aus den Ersparnissen der Staatsverwaltung unter die Armen vertheilt. Das Volk begrüßte natürlich diese fürstliche Milde überall mit Jubel, und die Huldigung, welche er nach einander in den verschiedenen Provinzen entgegennahm, kam wirklich aus den Herzen der Unterthanen.

Der König war keinesweges gesonnen, die Einrichtungen seines Vaters, die er in den meisten Beziehungen sehr angemessen und vortheilhaft fand, umzustößen oder bedeutend abzuändern: nur Einzelnes, was er als Uebelstand erkannt hatte, suchte er sofort abzustellen. Er war, wie Friedrich Wilhelm, überzeugt, daß Preußen bei der weiten Ausdehnung seiner Landesgrenzen einer großen und tüchtigen Armee bedürfe, und konnte um so weniger an eine Verminderung derselben denken, da er im Stillen bereits gewaltige Kriegsunternehmungen vorbereitete. Nur die „langen Kerls,“ seines Vaters geliebte Leibgarde, waren ihm zu theuer und wurden sofort abgeschafft: bei Friedrich Wilhelm's Leichenbegängniß erschienen sie zum letzten Male. Dagegen errichtete Friedrich ein neues Leibregiment, die Garde-du-Corps zu Pferde, ein Ingenieurcorps, welches durch alle Festungen des Landes vertheilt wurde, Jäger zu Fuß und zu Pferde und noch mehrere andere Regimenter. Der volle Schatz, welchen ihm sein Vater hinterlassen hatte, kam ihm dabei sehr zu Statten; Dank demselben konnte er in den ersten Monaten seiner Regierung das Heer ohne Belastung des Landes um 20,000 Mann vermehren. Die Fahnen erhielten die Inschrift Pro Deo et gloria (für Gott und den Ruhm). Er selbst wohnte den Uebungen unermüdet bei. Er drang auf eine menschliche und freundliche Behandlung der gemeinen Soldaten und

bestrafte mit Strenge alle Plackereien, welche sich die Offiziere etwa bei den Werbungen erlaubten.

Natürlich wandte sich Friedrich's Interesse gleich in den ersten Zeiten seiner Regierung auch der Förderung des geistigen Lebens und Strebens zu, besonders erfuhr die Akademie der Wissenschaften, welche sein Vater mehr vernachlässigt hatte, sofort seine ganze Theilnahme und erhielt den berühmten Gelehrten Maupertuis zu ihrem Präsidenten. Der Philosoph Wolff, welcher unter der vorigen Regierung von Halle entfernt worden war, wurde jetzt als Vicerektor der Universität mit großen Ehren wieder hinerufen. Auch gab der König selbst die Veranlassung zur Gründung der ersten beiden Zeitungen in Berlin, welche über Alles, was vorgehe, freimüthig und ungenirt schreiben sollten. In der Gerechtigkeitspflege erwarb er sich gleich in den ersten Wochen ein großes Verdienst durch die Abschaffung des grausamen Mittels der Folter, durch welche bis dahin noch immer Geständnisse erzwungen worden waren.

Auch für Hebung der Manufacturen und Gewerbe zeigte er sich von vorn herein sehr thätig; er richtete im Generaldirectorium eine besondere Abtheilung für diese Angelegenheiten ein und berief durch große Begünstigungen eine Menge geschickter Arbeiter aus der Fremde herbei, um durch ihr Beispiel seine Unterthanen weiter auszubilden.

Friedrich's Selbstregierung. Alles, was geschah, ging von Anfang an von des Königs eigenem Willen und Entschluß aus: er sah, prüfte, erwog und entschied Alles selbst, und in kurzer Zeit war der Berliner Hof vorzüglich dadurch merkwürdig, daß des Königs selbstständiger Geist die einzige bewegende Kraft war. Das war besonders den fremden Gesandten sehr unangenehm, welche bei einem solchen Könige keine Gelegenheit hatten, durch seine Umgebung Alles, was ihnen zu wissen beliebte, auszukundschaften, oder auch durch des Fürsten Vertraute auf ihn selbst einzuwirken. Der dänische Gesandte schrieb an seinen Hof: „Um einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings Alles selbst thut, und daß, ausgenommen den Minister von Boden, der Sparsamkeit predigt und damit ungemein Eingang findet, Se. Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leiden. Unglücklicherweise ist nicht Einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen.“

Für die allseitige Thätigkeit des Königs reichte die Zeit kaum hin: er klagte in einem Briefe an Voltaire, daß der Tag nur 24 Stunden habe. „Ich habe geglaubt,“ schrieb er bald darauf, „daß ich seit dem Tode meines Vaters mich ganz dem Vaterlande hingeben müßte. In diesem Sinne habe ich, so viel als mir möglich, gearbeitet, die schleunigsten und geeignetsten Einrichtungen für das gemeine Volk zu treffen.“

Aber es nahte der Augenblick, wo seine Thätigkeit noch einen weit ernsteren und bedeutsameren Lauf nehmen sollte, wo er die Kräfte, welche seine Vorfahren gesammelt, die schönen Mittel, welche ihm sein Vater hinterlassen, verwenden sollte, um für sich unverwelklichen Ruhm, für Preußen neue Größe zu erringen.

33. Der erste schlesische Krieg (1740—1742).

Rückblick auf die Geschichte Schlesiens und der brandenburgischen Ansprüche daselbst. Das jetzige Schlesien, welches sich von den Karpathen und den Sudeten her zu beiden Seiten der Oder ausdehnt, war wie die meisten Länder des Nordostens von Deutschland zur Zeit der Völkerwanderung von slavischen Stämmen eingenommen worden, die sich jedoch mit einigen Ueberresten germanischer Bevölkerung besonders in den gebirgigen Gegenden vermischt zu haben scheinen. Der Name Schlesien wird von dem in der Mitte des Landes gelegenen Silenzerberg (dem jetzigen Zobten), dem Hauptsitz des Götzendienstes der alten heidnischen Bevölkerung, hergeleitet. Um das Jahr 800 war Schlesien ein Theil des alten böhmischen Reiches, dann fiel es an das großmährische Reich, nach dessen Fall schwankte der Besitz lange Zeit zwischen Böhmen und Polen. Vom polnischen Reiche ging die Einführung des Christenthums und die Gründung des Bisthums Breslau für Schlesien aus; im Jahre 1042 nahm ein polnischer Statthalter in Breslau seinen Sitz, doch dauerte der Kampf zwischen Polen und Böhmen um die Hoheit über Schlesien fort, bis gegen Ende des elften Jahrhunderts durch die Ernennung des polnischen Prinzen Boleslaw zum Statthalter in Schlesien die Abhängigkeit von Polen neu gesichert wurde. Schlesien ward seitdem als ein besonderer Reichstheil nur unter polnischer Hoheit verwaltet.

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts (1163) trat eine Theilung des Landes unter drei Brüder ein: der eine erhielt das obere Schlesien mit dem Regierungssitze Teschen, der zweite das mittlere mit der Residenz Breslau, der dritte Niederschlesien mit Glogau als Hauptsitz. Bald darauf wurde jedoch das mittlere Land mit Niederschlesien vereinigt, und man unterschied seitdem Oberschlesien mit Teschen und Niederschlesien mit Liegnitz als Hauptstädten. Etwa zu derselben Zeit wurden deutsche Ansiedler in großer Zahl herbeigezogen, welche namentlich in den Gegenden links von der Oder vielfach deutsche Sitte verbreiteten.

Da in den beiden schlesischen Fürstenthümern weder die Untheilbarkeit des Besitzes, noch das Recht der Erstgeburt festgesetzt war, so wurden dieselben durch wiederholte Theilung nach und nach in eine Menge kleiner Fürstenthümer zerstückelt: so entstanden in Oberschlesien die Fürstenthümer Teschen, Ratibor, Oppeln, Troppau, Jägerndorf, Auschwitz, Strelitz, Leobschütz, in Niederschlesien die Fürstenthümer Breslau, Liegnitz, Glogau, Schweidnitz, Sagan, Dels, Fauer und Münsterberg, Steinau, Neiße, Kosel. Hierdurch ging alle Einheit im Innern, wie nach außen verloren, die Fürstengewalt war zu schwach, um den Ständen gegenüber in Ansehen zu bleiben, mannichfache Zerrüttung war die Folge dieses Zustandes. In der Mitte zwischen zwei mächtigen Königreichen, Polen und Böhmen, spielte das zerstückelte Schlesien eine untergeordnete, abhängige Rolle, und als Polen selbst durch innere Zwistigkeiten geschwächt ward, fiel es den böhmischen Herrschern nicht schwer, die Fürsten von Schlesien wieder mehr und mehr in ihre Abhängigkeit zu bringen. Namentlich wußten die böhmischen Fürsten aus dem Hause Luxemburg in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sämmtliche schlesische Fürsten dahin zu bringen, daß sie

die böhmische Lehenshoheit anerkennen mußten, und so konnte Kaiser Karl VI., nachdem der König Kasimir von Polen ausdrücklich auf alle Ansprüche in Schlesien verzichtet hatte, im Jahre 1355 mit Zustimmung der deutschen Kurfürsten die Einverleibung Schlesiens in die böhmischen Staaten und zugleich in das deutsche Reich aussprechen. Zugleich wurde dem Könige von Böhmen als Oberlehensherrn das Recht gewährt, erledigte Fürstenthümer in Schlesien einzuziehen. Mehrere der schlesischen Fürstengeschlechter starben hinter einander aus, und ihre Fürstenthümer wurden demzufolge von der Krone Böhmen wirklich eingezogen. In Böhmen selbst aber wechselten verschiedene Dynastien: nach den Königen aus dem luxemburgischen Hause folgte der polnische Ladislaus und nach ihm der Kühne Georg Podiebrad, dessen Anerkennung in Schlesien auf großen Widerstand stieß. Nach seinem Tode wurde Schlesien, sowie Mähren und die Lausitz dem kräftigen und kriegerischen Mathias Corvinus von Ungarn überlassen (1478), aber dessen Sohn vermochte sich nicht zu behaupten und Schlesien kehrte mit den übrigen Ländern zur Krone Böhmen zurück, welche im Jahre 1525 nach dem Tode Ludwig's, des letzten Königs aus dem polnischen Geschlechte, an dessen Schwager, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, fiel. Seitdem verblieb Schlesien über zwei Jahrhunderte ein Besitztum des Hauses Habsburg, mit Ausnahme der kurzen Unterbrechung zu Anfang des dreißigjährigen Krieges, wo die Schlesier, wie die Böhmen, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum Könige erwählten, dessen Herrschaft jedoch rasch wieder zu Ende ging (1621).

Das brandenburgische Haus suchte im Laufe der Zeiten Ansprüche auf mehrere schlesische Fürstenthümer zu gewinnen. Das Fürstenthum Jägerndorf hatte einst der Markgraf Georg von Anspach durch Kauf erworben (1523); der letzte Fürst aus dem fränkischen Hause hatte dasselbe sodann auf die brandenburgischen Markgrafen vererbt (1595), der Kaiser aber, welcher die Zustimmung hierzu versagt hatte, zog nach der Aechtserklärung gegen Markgraf Johann Georg, der als Haupt der schlesischen Protestanten zu dem Gegenkönig Friedrich (von der Pfalz) gehalten hatte, das Fürstenthum Jägerndorf als ein erledigtes Lehen ein und verließ es den Fürsten von Richtenstein (1623). Die Markgrafen von Brandenburg betrachteten jedoch diese Einziehung fort und fort als unrechtmäßig und hielten die Ansprüche auf Jägerndorf fest.

Viel wichtiger waren aber die Rechte, welche sie aus der mehrfach erwähnten Erbverbrüderung des Kurfürsten Joachim II. mit dem Herzoge Friedrich von Liegnitz und Brieg herleiteten. Diese bei Gelegenheit der Doppelheirath einer Tochter des Kurfürsten, Barbara, mit des Herzogs zweitem Sohne Georg und des brandenburgischen Kurprinzen Johann Georg mit des Herzogs Tochter Sophia geschlossene Verbrüderung wurde unter Zuziehung der liegnitzischen Stände und der beiden Söhne Herzog Friedrich's auf folgende Bedingungen gestellt: Im Falle des Erlöschens männlicher Leibeserben des Herzogs von Liegnitz fallen die gesammten Liegnitz-Briegschen Lande an den zur Zeit regierenden Kurfürsten aus dem Hause der Burggrafen von Nürnberg, unbeschadet der böhmischen Lehensherrlichkeit; — wenn

dagegen das Brandenburgische Haus vor dem liegnitzischen erbloscht, so fällt an das Letztere Alles, was Brandenburg von ehemals böhmischen Lehen bereits erworben hat, nämlich Krossen, Züllichau, Cottbus, Peitz, Teupitz u. s. w.; die Unterthanen beider Fürsten sollen bei jedem Regierungswechsel dem erbverbrüdernten Hause die Eventualhuldigung (d. h. die Huldigung für jenen etwa eintretenden Fall) leisten. Der Vertrag war im Jahre 1537 geschlossen und neun Jahre hindurch von Seiten des Königs und der Stände von Böhmen kein Widerspruch dagegen erhoben worden; im Jahre 1546 aber wurde Herzog Friedrich mit seinen Söhnen vor König Ferdinand gefordert, um sich auf Beschwerde der böhmischen Stände, welche Böhmens Erbrechte auf Liegnitz-Brieg-Wohlau durch die Erbverbrüderung verletzt fanden, darüber zu verantworten. Nach feierlicher Verhandlung erklärte Ferdinand: die Herzöge von Liegnitz seien als Lehensmännern der Krone Böhmen nicht ermächtigt gewesen, die Erbverbrüderung einzugehen, da König Ladislaus im Jahre 1510 den böhmischen Ständen zugesagt, daß alle schlesischen Fürstenthümer im Fall des Erlöschens ihrer Häuser mit den böhmischen Kronlanden vereinigt werden sollten. Es sei daher die Erbverbrüderung von Rechts wegen gänzlich nichtig und unkräftig, auch sollten die Herzöge die von ihnen darüber dem brandenburgischen Hause ausgestellten Urkunden zurückfordern und dem Könige übergeben und ihre Unterthanen von der Erbhuldigung für Brandenburg wieder lossprechen.

Weder der Kurfürst von Brandenburg, noch Herzog Friedrich erkannten diesen Ausspruch als rechtsgültig an. Der Herzog machte geltend, daß jenes von König Ladislaus den böhmischen Ständen gegebene Versprechen ohne Wissen und Mitwirkung der betheiligten schlesischen Stände erfolgt sei, daher für diese keine rechtsverbindliche Kraft habe; vor Allem aber berief er sich darauf, daß seinem Hause durch alte Privilegien und durch eine Begnadigung gerade desselben Königs Ladislaus vom Jahre 1511 das Recht zuerkannt worden: „daß er seine Städte, Land und Leute mit allen ihren Obrigkeiten, Freiheiten und Einkommen, so viel er der hat, auf dem Todtbette oder Testamentsweise, wie er am Besten zu Rathe wird, vergeben, verkaufen, versetzen oder verwechseln mag, wem er will und in aller Maas.“ Dieses Privilegium war dem Herzoge im Jahre 1524 von König Ludwig von Böhmen erneuert und vom Könige Ferdinand selbst, als er 1529 den Herzögen von Liegnitz alle und jede Privilegien bestätigte, nicht ausgenommen worden. Hierauf gestützt, ließ der Kurfürst Joachim von Brandenburg gegen jenen Ausspruch Ferdinand's feierlich Protest einlegen, und auch Herzog Friedrich fügte sich demselben so wenig, daß er kurz vor seinem Tode (1547) die Erbverbrüderung ausdrücklich bestätigte.

König Ferdinand von Böhmen aber verweigerte Friedrich's Söhnen die Belehnung mit dem liegnitzischen Fürstenthume, wosern sie nicht die Rechtsgültigkeit seiner Entscheidung anerkennen, die Erbverbrüderung für nichtig erklären und die Unterthanen von der Erbhuldigung gegen Brandenburg losprechen wollten. Die jungen Fürsten fügten sich, und seitdem mußten bei jeder Erbfolge im liegnitzischen Hause gleiche Erklärungen ausgestellt und der Krone Böhmen für den Fall des Abganges des liegnitzischen Hauses gehuldigt werden.

Die brandenburgischen Kurfürsten scheinen einstweilen weitere Schritte zur Wahrung ihrer Rechte nicht gethan zu haben, bis unter dem großen Kurfürsten durch das Erlöschen der liegnitzischen Fürsten der Erbfall wirklich eintrat. Im Jahre 1675 starb der letzte Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau. Als bald nahm der Kaiser die schlesischen Fürstenthümer als verfallene böhmische Lehen in Besitz. Kurfürst Friedrich Wilhelm, damals mit dem Kriege am Rheine, sowie mit der Abwehr der Schweden in seinen alten Erblanden (es war das Jahr der Schlacht von Fehrbellin) vollauf beschäftigt, konnte sich dem Vorgehen des Kaisers nicht sofort widersetzen; erst im Jahre 1683 machte er seine Ansprüche auf die liegnitzische Erbschaft, sowie die alten Rechte seines Hauses auf Jägerndorf geltend. Der Kaiser wies jedoch zunächst alle diese Forderungen zurück. Erst als er einige Jahre darauf unter den Gefahren, die ihm zugleich von den Türken und von Frankreich her zu drohen schienen, des Beistandes des großen Kurfürsten dringend bedürftig war, erklärte er sich zu einem Zugeständniß in Betreff Schlesiens bereit, um damit zugleich „alle Differenzen und Präensionen mit einem Male aus dem Wege zu räumen.“ In dem am 8. April 1686 abgeschlossenen Vertrage zu Berlin (durch welchen ein Schutzbündniß zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten auf 20 Jahre hergestellt wurde) gab Brandenburg alle seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer auf, sollte aber dafür den zum Fürstenthume Slogau gehörigen Kreis Schwiebus erhalten, sowie die Anwartschaft auf Ostfriesland (auf welches das in den Besitz von Jägerndorf gesetzte Haus Richtenstein Anforderungen hatte).

Während so die schlesische Erbschaft zunächst auf den Schwiebuser Kreis zusammenschmolz, hatte sich der Kaiser durch den früher erwähnten geheimen Vertrag mit dem Sohne Friedrich Wilhelm's schon im voraus die Rückgabe von Schwiebus um den Preis der Aufhebung des letzten Testaments des großen Kurfürsten zu sichern gesucht. Der Kurprinz versprach dem kaiserlichen Gesandten nicht blos mündlich, sondern auch durch einen schriftlich ausgestellten Revers, den Kreis Schwiebus, sowie er zur Regierung gekommen, zu restituiren.

Nach seiner Thronbesteigung erklärte zwar Kurfürst Friedrich III. auf den Rath seiner Minister, daß dieser Revers ihm hinterlistig abgeloekt worden sei und keine rechtliche Geltung habe, da er bei Lebzeiten seines Vaters keine Gewalt und Berechtigung zur Abtretung von Landestheilen gehabt habe; er weigerte sich, die gegebene Zusage zu erfüllen, und drohete, der Gewalt gleichfalls Gewalt entgegenzusetzen. Wollte man Schwiebus durchaus zurück haben, so werde er seine gesammten Anforderungen auf Liegnitz, Brieg, Wohlau, Jägerndorf u. s. w. erneuern. Doch blieben alle seine Protestationen und Vorstellungen am kaiserlichen Hofe fruchtlos. Nach langwierigen Verhandlungen bequimte er sich dazu, den Kreis Schwiebus für eine Geldsumme von 250,000 Gulden und für die Anwartschaft auf Ostfriesland aufzugeben. Bei der Vollziehung dieses Abkommens (des Retraditionsrecesses von 1694) widersetzte sich sein Gesandter der Erwähnung eines Verzichtes auf die brandenburgischen Ansprüche an die alten schlesischen Fürstenthümer; mit Unrecht ist aber später behauptet worden, der

Kurfürst habe damals diese Ansprüche ausdrücklich erneuert. Es wird ihm auch die Aeußerung zugeschrieben: „Ich muß, will und werde mein Wort halten; das Recht aber an Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann, noch will;“ doch ist irgend ein urkundlicher Vorbehalt aus jener Zeit nicht vorhanden.

König Friedrich II. war es vorbehalten, die alten Ansprüche seines Hauses unter günstigeren Umständen zu erneuern. Die Rechtsfrage mag nach der eben erwähnten Entwicklung der Sache zweifelhaft erscheinen: wie aber die habsburgischen Fürsten sie durch einen Machtpruch zum Vortheile ihres Hauses entschieden hatten, so führte Friedrich selbst eine entgegengesetzte Lösung durch entschlossenes Eingreifen und durch sein siegreiches Schwert herbei. Die Aufforderung dazu fand er in der damaligen Lage des österreichischen Staates.

Vorbereitungen zum ersten schlesischen Kriege. Kaiser Karl VI. war am 26. October 1740 gestorben; seine Tochter Maria Theresia ergriff der pragmatischen Sanction gemäß in allen seinen Ländern die Regierung. Aber gleich nach des Kaisers Tode trat Baiern mit der Erklärung hervor, es könne die junge Fürstin nicht als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkennen, weil das bairische Haus gerechte Ansprüche an die Erbfolge habe. Was Karl VI. gefürchtet hatte, der Zerfall der österreichischen Monarchie, schien jetzt wirklich hereinzubrechen; denn Frankreich war bereit, die Feinde der österreichischen Monarchie zu unterstützen. Dazu kamen die traurigen Umstände, in welchen Karl VI. sein Reich hinterlassen hatte: das Heer durch einen unglücklichen Türkenkrieg geschwächt und entmuthigt, der Schatz erschöpft, die Minister alt, schwach und muthlos, das Volk durch Theuerung aufgeregt, — und dem Allen gegenüber eine dreißigjährige Fürstentochter, die man den Schwierigkeiten einer solchen Lage nicht gewachsen glaubte.

Friedrich II. war in Rheinsberg, als er die Nachricht von Karl's Tode erhielt: Fieber hielt ihn ans Bett gefesselt, doch auf die wichtige Kunde riß er sich mit Gewalt vom Lager auf, und beschleunigte durch kräftige Mittel und durch die Macht seines Willens die Genesung; denn er war davon durchdrungen, daß der Augenblick zum Handeln für ihn gekommen sei, daß das Schicksal ihn rufe. Der Entschluß stand bei ihm fest, sich Schlesiens zu bemächtigen. Der junge König war von dem Anrechte, welches seinen Vorfahren in der schlesischen Sache widerfahren war, lebhaft erfüllt. Der große Kurfürst hatte mit Bezug auf die Entscheidung des Kaisers die denkwürdigen Worte gesprochen: „Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzt, so müssen wir zufrieden sein; schießt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen, was sie dereinst zu thun haben.“ Diese Worte lebten mit der Ueberzeugung von dem Anrechte auf Schlesien in den brandenburgischen Fürsten fort. Friedrich aber war von jeher gegen Oesterreich erbittert gewesen; es hatte ihn immer tief ergriffen, daß Brandenburg von dem Kaiserhause geringschätzig behandelt wurde. Sein Vater, der es mit Oesterreich so redlich gemeint, war doch in seinen Ansprüchen auf das Herzogthum Berg trotz aller Versprechungen übergangen worden und hatte in seinen letzten Jahren selbst einmal an Friedrich geschrieben: „Ich sehe nun,

wie das Haus Oesterreich für geleistete Dienste dankt; so lange man uns braucht, so lange schmeichelt man uns; wenn man glaubt, uns nicht mehr nöthig zu haben, so weiß man von keiner Erkenntlichkeit.“ Friedrich hatte aber noch in weit höherem Grade als sein Vater den Ehrgeiz, sich nicht mißachten zu lassen, und er fühlte sich durch keine Pflicht der Dankbarkeit verhindert, sein gutes Recht gegen Oesterreich geltend zu machen. Der günstige Augenblick hierzu war gekommen; die Verlegenheit, in welcher sich Maria Theresia befand, mußte sie, wie Friedrich meinte, geneigt machen, auf billige und rechtmäßige Forderungen einzugehen, um nicht die Zahl ihrer Feinde zu vermehren. Er hatte nicht die Absicht, die Vernichtung der österreichischen Monarchie herbeiführen zu helfen, im Gegentheil war er bereit, ihr gegen alle Feinde beizustehen, wenn sie ihrerseits Preußens begründete Ansprüche auf Schlesien anerkenne; nur wenn diese Ansprüche zurückgewiesen würden, wollte er sich mit den Feinden der Königin verbinden. Vor Allem schien es ihm nöthig, Schlesien ohne Weiteres zu besetzen, um sowohl den Oesterreichern, als auch den Baiern zuvorzukommen. Der Entschluß dazu wurde sogleich gefaßt, die Ausführung aber ganz in der Stille mit der größten Verschwiegenheit vorbereitet. Schon am 8. November erhielten mehrere Regimente Befehl, sich marschfertig zu halten, ohne daß über die Richtung des Marsches etwas verlautete. Die Rüstungen wurden beschleunigt, um Schlesien wo möglich noch vor dem Winter einzunehmen. Der König schrieb: „Ich will die kühnste, unerwartetste und größte Unternehmung beginnen, welche je ein Fürst meines Hauses gewagt hat. Der Zustand meiner Truppen läßt einen glücklichen Erfolg hoffen. Mein Herz ist erfüllt von guten Vorahnungen.“ Die Rüstungen waren zwar zu bedeutend, um verborgen zu bleiben, vergeblich zerbrachen sich jedoch die Gesandten der fremden Mächte den Kopf, gegen wen und zu welchem Zwecke der König rüstete. Derselbe suchte natürlich seine Absichten vorzüglich vor Oesterreich geheim zu halten. Er hatte gleich auf die Nachricht von Karl's VI. Ableben Maria Theresia als Königin von Ungarn und Böhmen anerkannt und seine Hülfe gegen ihre Feinde unter angemessenen Bedingungen in Aussicht gestellt. Die Königin, durch die Rüstungen dennoch beunruhigt, schickte den Marquis von Botta nach Berlin, um sich der Absichten des Königs zu versichern. Der Gesandte begegnete auf seinem Wege überall Heeresabtheilungen, die nach Schlesien zogen, und fand in Berlin Alles in Kriegsbereitschaft. Als des Königs Unternehmen nicht mehr verborgen bleiben konnte, wurden dem Marquis von Botta Mittheilungen darüber gemacht. Erstaunt rief er: „Sie werden Oesterreich zu Grunde richten und sich mit.“ „Es hängt nur von der Königin ab,“ erwiderte Friedrich, „meine Anerbietungen anzunehmen.“ Der Marquis sagte dann spöttelnd: „Ihre Truppen sind schön, die unsrigen nicht, aber diese haben schon vor dem Feinde gestanden. Ich beschwöre Sie, bedenken Sie, was Sie unternehmen wollen.“ Der König erwiderte lebhaft: „Sie finden meine Truppen schön; ich hoffe, Ihnen zu beweisen, daß sie auch gut sind.“

Nachdem Alles zum Feldzuge vorbereitet war, rief er die Offiziere, welche noch in Berlin anwesend waren, zusammen und sagte zu ihnen: „Ich unternehme einen Krieg, in welchem Ihre Tapferkeit und Ihr Eifer meine einzigen Verbündeten sind. Meine Sache ist gerecht. Erinnern Sie sich des

Ruhmes, den Ihre Vorfahren bei Warschau, bei Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preußen errungen haben. Ihr Schicksal ist in Ihrer Hand; Auszeichnungen und Belohnungen erwarten Sie, doch brauche ich Sie nicht zum Ruhme zu reizen, den Sie allein im Auge haben. Wir werden uns mit den Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen. Leben Sie wohl, ziehen Sie hin, ich werde Ihnen sogleich auf den Schauplatz des Ruhmes folgen, der uns erwartet.“ Den fremden Höfen ließ er erklären, daß er außer der Geltendmachung seiner Rechte auf Schlesien weder gegen das österreichische Haus, noch gegen das deutsche Reich Etwas unternehmen, vielmehr das deutsche Reich gegen jeden feindlichen Ueberfall schützen wolle.

Besitzergreifung von Schlesien. Am 12. December wohnte der König noch sehr heiter und unbefangen einem Hofballe bei: am anderen Morgen früh reiste er über Frankfurt zum Heere, welches, 30,000 Mann stark, an der schlesischen Grenze stand. Von dort aus erließ er ein Patent an die Schlesier, worin er sagte: Da über die österreichische Erbschaft Streit entstanden sei, so wolle er Schlesien, als die Vormauer seiner Staaten, besetzen, ehe ein Anderer ihm zuvorkomme, — er habe nicht die Absicht, die Königin von Ungarn zu verletzen, mit welcher er vielmehr genaue Freundschaft zu unterhalten beabsichtige und im Begriffe sei, sich über Schlesien zu verständigen. Niemand solle Feindliches besorgen, vielmehr Jeder, weß Standes und welcher Religion er sei, sich aller seiner Rechte und königlichen Schutzes erfreuen, von seinen Truppen werde die strengste Mannszucht gehalten werden. So rückte er denn in Schlesien ein. „Ich bin über den Rubicon gegangen,“ schrieb er in jenen Tagen, „mit fliegenden Fahnen und unter dem Schläge der Trommeln. Meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und die Generale dürsten nach Ruhm. Ich will untergehen oder Ehre von dieser Unternehmung haben. Mein Herz verspricht alles Gute, ein gewisses Gefühl weis sagt mir Glück. Ich werde nicht wieder nach Berlin kommen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich stamme, und der braven Soldaten, die ich anführe.“

In zwei Colonnen, die eine unter dem General Schwerin, die andere unter dem Könige selbst, rückte das Heer in Schlesien vor: überall wurde streng auf Ordnung gehalten, bei schweren Strafen war den Offizieren und Soldaten verboten, irgend Etwas ohne baare Bezahlung von den Schlesiern zu fordern. Friedrich selbst gewann durch sein freundliches, offenes Wesen überall die Herzen derer, die ihn sahen; welsch ein Unterschied gegen die früheren schrecklichen Kriegserfahrungen, welche noch vom dreißigjährigen Kriege her im Gedächtnisse der Schlesier lebten. Beruhigt durch dieses Verhalten und durch die Versicherung ihrer Rechte und Freiheiten erhoben die Bewohner nirgends Widerstand; ein Theil von ihnen, die Evangelischen, nahmen sogar die Brandenburger, als Beschützer ihres bedrückten Glaubens, von vorn herein mit offener Freude auf. Von bewaffnetem Widerstande konnte fürerst keine Rede sein; denn es waren fast gar keine österreichischen Truppen in Schlesien, die schwache Besatzung reichte kaum hin, um die Festungen zu decken. Vergeblich hatte das Oberamt zu Breslau Staffetten nach Wien geschickt, um Truppensendungen zu erbitten: dort sah man erst später die Gefahr ein und hatte zu deren Abwendung nichts vorbereitet. Es war daher kein Wun-

der, wenn auch die schlesischen Behörden sich überall den vorrückenden Preußen unterwarfen. Als Friedrich vor Grünberg kam, fand er die Thore der Stadt gesperrt: er schickte einen Offizier hinein, den Magistrat zur Uebergabe aufzufordern. Bürgermeister und Schöppen saßen in großer Amtstracht im Rathssaale, vor ihnen auf dem Rathstische lagen die Schlüssel der Stadt. Auf die Vorstellungen und Drohungen des Offiziers erwiderte der Bürgermeister zuletzt: Hier liegen die Schlüssel der Stadt, ich werde sie Ihnen unter keinen Umständen geben; wollen Sie sie nehmen, so kann ich's freilich nicht hindern. Lachend nahm der Offizier die Schlüssel, die Preußen rückten unter freudiger Begrüßung der Einwohner ein, und Friedrich ließ dann unter Musik und Trommelschlag die Stadtschlüssel auf den Rathstisch zurückbringen.

Die Stadt Breslau gedachte zuerst sich zu vertheidigen, da aber Friedrich sich schneller, als man es vermuthete, der Vorstädte bemächtigt hatte, so schloß der Magistrat einen Vertrag mit den Preußen. Die Stadt öffnete denselben die Thore, sollte aber neutral bleiben und keine Besatzung erhalten. Am 3. Januar 1741 zog der König feierlich in Breslau ein, wo ihn die Menge gut aufnahm; er lud geistliche und weltliche angesehenere Männer zur Tafel, unterhielt sich mit ihnen auf das Freundlichste, und gewann auch hier Aller Herzen.

Unterdeß war auch Schwerin mit seiner Colonne ungehindert vorgerückt und hatte ganz Oberschlesien bis an die mährische Grenze besetzt. So war ohne Schwertsreich die Besitzergreifung von Schlesien ausgeführt, und Friedrich hätte nach Wien vorrücken können, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Aber es war, wie gesagt, nur seine Absicht, Schlesien zu erobern, nicht die österreichische Monarchie zu zerstören: er begnügte sich deshalb mit den errungenen Vortheilen, ließ seine Truppen Winterquartiere beziehen und begab sich selbst noch im Januar nach Berlin zurück.

Die Schlacht bei Mollwitz. Friedrich hatte unterdeß durch einen besonderen Gesandten in Wien seine Forderungen der Königin Maria Theresia mittheilen lassen. Er erklärte sich bereit, dem Hause Oesterreich gegen alle Feinde mit seiner ganzen Macht beizustehen, die Kaiserwahl des Gemahls der Königin, des Großherzogs Franz von Toscana, gegen den Kurfürsten von Baiern zu unterstützen und außerdem zwei Millionen Thaler zu zahlen, wenn die Königin in die Abtretung von ganz Schlesien willige. Aber er hatte sich in der Person der Maria Theresia geirrt; sie war nicht so muthlos auf ihrem schwankenden Throne, wie er vermuthet haben mochte. Ihre Schönheit und die majestätische Würde ihres Benehmens hatten ihr von vorn herein die Herzen ihrer Unterthanen gewonnen. Mit hochherzigem Sinne traf sie alle Vorbereitungen, den drohenden Gefahren des ererbten Reiches zu begegnen, und mit Stolz wies sie die Forderungen Friedrich's zurück. Sie werde mit einem Feinde nicht unterhandeln, so lange er in ihrem Lande stehe; eher müßten die Türken vor Wien sein, ehe sie auf Schlesien verzichte. Sie wolle ihre Regierung nicht mit Zerstückelung ihrer Staaten anfangen; sie sei noch bereit, aufrichtige Freundschaft mit dem Könige zu erneuern, doch unter der Bedingung, daß er sogleich ihre Staaten räume. Friedrich wollte nun um des Friedens willen sich mit dem Fürstenthume Slogau begnügen, Maria Theresia aber wies ihn höhnisch ab, und sagte, er solle froh sein, wenn man ihm den

Angriff auf Schlessien verzeihe und nicht noch Schadenersatz von ihm fordere. Dies stolze Benehmen erbitterte ihn auf das Aeußerste, und er schwor, daß er lieber umkommen wolle, als von seinem Unternehmen abstehen.

Unter den übrigen Mächten Europa's war besonders Frankreich zur Unterstützung des Königes bereit; denn von jeher war das Streben der französischen Fürsten dahin gegangen, die österreichische Monarchie zu schwächen. Frankreich bot daher Friedrich ein Schutz- und Trugbündniß an, wogegen er sich verpflichten sollte, Baiern gegen den Gemahl der Maria Theresia zur Kaiserkrone zu verhelfen. Der König aber sah ein, daß er durch ein solches Bündniß Oesterreich nur zum Vortheile der Franzosen schwächen und nachher selbst der Diener des übermächtigen Frankreichs werden würde: er ging daher auf das Bündniß nicht ein.

Die Gefahr für ihn wurde aber dringender, als Maria Theresia sich mit England verband, Sachsen sich feindlich zeigte und auch die Regentin Anna von Rußland Hülfe für Oesterreich zusagte. Um Sachsen und Hannover im Respective zu erhalten, stellte er gegen dieselben ein Heer unter dem Fürsten Leopold von Dessau auf, er selbst aber begab sich Ende Februar 1741 nach Schlessien, wo er die Armee bedeutend verstärkte und zugleich fortfuhr, durch mildes, freundliches Benehmen die Bewohner für sich zu gewinnen. Er ging zunächst ins Gebirge, die Pässe nach Böhmen zu besichtigen; in Wartha wäre er beinahe durch österreichische Husaren, die ihm seit mehreren Tagen aufgelauert hatten und ihn beim Mittagmahl überraschten, gefangen genommen worden, aber seine Geistesgegenwart und die Tapferkeit seiner wenigen Truppen retteten ihn. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß der Prinz von Dessau (Leopold's Sohn) die Festung Glogau im Sturme genommen habe; er hatte nun keinen Feind mehr im Rücken und beabsichtigte, Neiße, die einzige Festung, die noch von den Feinden besetzt war, zu erobern. Aber die Oesterreicher hatten unterdeß ein ziemlich bedeutendes Heer zusammengezogen, welches unter dem erfahrenen Feldmarschall Neipperg über Eis und Schnee von Mähren her gleichfalls nach Neiße zu heranrückte und vor Friedrich dort anlangte. Derselbe beschloß, den Oesterreichern sofort eine Schlacht zu liefern, um nicht ganz von Niederschlessien abgeschnitten zu werden. Bei dem Dorfe Mollwitz, nahe bei Ohlau, traf er am **10. April 1741** auf den Feind. Die Nacht vor der Schlacht, wo sich zum ersten Male seine Armee mit den kriegsgeübten Oesterreichern messen sollte, brachte er in fieberhafter Aufregung zu. Er hatte 16,000 Mann Fußvolkes und 60 Geschütze, die Feinde nur 11,000 Mann Fußvolk und 18 Kanonen, wogegen sie 8000 Mann trefflicher Reiterei gegen seine 3200 Mann ins Feld führten. Um 10 Uhr Morgens versammelte der König sein Heer und brach gegen Mollwitz auf; die Oesterreicher waren überrascht, als die Preußen Mittags gegen 1 Uhr in der schönsten Ordnung, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele anrückten. Sofort brachen die österreichischen Reiter mit Ungeflüm gegen den rechten Flügel der Preußen los; dieser wurde über den Haufen gerannt und sah sich, bald mit den Feinden vermischt, zur Flucht gedrängt. Friedrich mitten unter den Weichenden und Verfolgenden, selbst in sichtlicher Lebensgefahr, suchte seine Leute zum Stehen zu bringen. „Brüder, Kinder,“ rief er, „es gilt das Leben Eueres Königs!“ es gelang ihm, sie noch einmal gegen den Feind zu

führen, aber sie wurden nochmals auseinander geschlagen. Die Generale des Königs, als sie ihn so in dem dichtesten Getümmel sahen, drangen in ihn, die Schlacht zu verlassen und seine Person, an deren Rettung Alles gelegen sei, zu sichern; um ihn dazu zu bringen, stellten sie es ihm als nöthig vor, daß er eine Heeresabtheilung, die noch bei Löwen stand, eilig herbeihole. Kaum hatten sie ihn entfernt, so versuchten sie mit unbesorgtem Muth von Neuem das Glück der Schlacht; noch stand das ganze Fußvölk unerschüttert, wie eine lebendige Festung, auf dem Schlachtfelde. Das Gewehrfeuer desselben wurde dem Feinde furchtbar; hier bewährten sich zum ersten Male die trefflichen Einrichtungen, welche Leopold von Dessau mit jahrelangen Anstrengungen durchgeführt hatte. Die beiden ersten Reihen lagen auf den Knien, um zu laden und zu schießen, während die beiden hinteren Glieder über sie hinwegschossen. Die österreichischen Regimenter hatten ein solches beständiges Feuern noch nie erlebt und waren bald nicht mehr heranzubringen. Da nahm der General von Schwerin zuletzt die gesammte Armee noch einmal zu einem Hauptangriffe zusammen, noch einmal erhob sich das Rollen des Gewehrfeuers wie ein stetiges Donnerwetter, furchtbar funkelten bei den raschen, gleichförmigen Bewegungen die blanken Bajonette in den Strahlen der untergehenden Sonne, — die Oesterreicher geriethen ins Weichen, und um die Armee nicht einer völligen Niederlage auszusetzen, entschloß sich der Feldmarschall Neipperg zum Rückzuge. Schwerin verfolgte ihn nicht, er begnügte sich mit dem erfolgten Siege, an dem es für dies Mal in der That genug war: die Nacht wurde von der hochbeglückten Armee auf dem Wahlplatze beim Wachtfeuer zugebracht.

Unterdeß war Friedrich fast größerer Gefahr entgegengegangen, als die, aus welcher ihn seine Generale entfernt hatten. Mit kleinem Gefolge war er erst nach Löwen, dann nach Oppeln geritten, wo er vor Mitternacht anlangte und wo er Preußen zu finden glaubte. Aber die Stadt war inzwischen von österreichischen Husaren besetzt worden; als nun der König mit seinen Begleitern erschien und Einlaß verlangte, brachen die österreichischen Husaren heraus und begrüßten sie mit einigen Schüssen. Friedrich jedoch verlor die Geistesgegenwart nicht; im Nu warf er sein Pferd herum, und mit den Worten: „Adieu, meine Freunde, ich bin besser zu Pferde, als ihr alle,“ sprengte er fort, nach Löwen zurück. Dort erhielt er die Nachricht von dem erfolgten Siege; in die Freude über denselben mischte sich die Betrübniß, im entscheidenden Augenblicke nicht dabei gewesen zu sein, aber dieses schmerzliche Gefühl mußte bald dem Bewußtsein weichen, wie Großes durch diese glückliche Schlacht erreicht war.

Unterhandlungen; weiterer Krieg; Schlacht bei Gzaslau. Der Mollwitzer Sieg änderte Friedrich's Lage in jeder Beziehung. Wichtiger als die nächsten Vortheile, welche daraus für seine militärische Stellung in Schlessien entstanden, war der Eindruck, welchen die Kunde von der gewonnenen Schlacht in ganz Europa hervorbrachte. Man hatte den brandenburgischen Fürsten, welcher es bloß mit seinen eigenen Kräften unternahm, dem mächtigen österreichischen Hause entgegenzutreten, für einen verwegenen Abenteurer gehalten, und es war fast unmöglich erschienen, daß seine Truppen, welche sich bis dahin nur auf dem Exercirplatze und bei Paraden versucht hatten,

den Kampf gegen die in der Schule des Prinzen Eugen ausgebildeten, viel erprobten österreichischen Heere bestehen sollten. Jetzt ging ein Ruf der Bewunderung durch ganz Europa, besonders staunte man das treffliche Fußvolf an, welches sich durch eine bisher beispiellos feste Haltung ausgezeichnet hatte. Die Oesterreicher und ihre Verbündeten begannen, den so gering angesehenen „Markgrafen von Brandenburg“ ganz anders zu schätzen; alle Feinde Oesterreichs schöpften überdies aus Friedrich's Sieg zuversichtlichen Muth, um auch ihrerseits zu entschiedenerem Handeln überzugehen. Vor Allem aber stieg das Selbstvertrauen Friedrich's und seines trefflichen Heeres, das sich durch den ersten wichtigen Kriegserfolg mächtig gehoben fühlte.

Die französische Regierung trat jetzt mit dringenderen Anerbietungen zu einem Bündnisse mit Friedrich hervor; sie hatte bereits mit dem Kurfürsten Karl Albert von Baiern und mit Spanien einen Vertrag zu Nymphenburg zur gemeinschaftlichen Bekämpfung Oesterreichs abgeschlossen, jetzt wurde der kriegslustige französische Marschall Belle-Isle in Friedrich's Lager zu Mollwitz geschickt, um ihn zum Beitritte aufzufordern. Der König von Preußen fühlte, daß er jetzt eine wichtige Entscheidung in Händen habe; sein Lager war bald mit den Gesandten aller europäischen Mächte gefüllt. Er hatte jedoch auch jetzt noch wenig Lust, sich auf das französische Bündniß einzulassen, weil er nicht Oesterreich bloß zu Gunsten Frankreichs schwächen wollte; er zog es vor, Maria Theresia nochmals Friedensvorschläge zu machen, und wollte sich mit einem Theile des schon besetzten Landes, mit Niederschlesien begnügen. So viel Mühe sich die Engländer gaben, die Königin zur Einwilligung in diesen Vorschlag zu bewegen, so blieb sie doch unbeugsam und verletzte durch ihr stolzes Benehmen Friedrich's Ehrgefühl auf das Empfindlichste. Er entschied sich nunmehr für Frankreich und trat am 5. Juni (1741) dem Vertrage zu Nymphenburg bei, in welchem ihm gegen Verzichtleistung auf das Herzogthum Berg der Besitz von ganz Schlesien zugesichert wurde. Erst jetzt ließ sich die Königin Maria Theresia zu einigen Anerbietungen an Friedrich bereit finden, dieselben waren jedoch so geringfügig, daß er sie verächtlich zurückwies. „Ich werde noch eine Schlacht gewinnen,“ sagte er, „und die Oesterreicher ganz aus Schlesien vertreiben; dann werden mir andere Anerbietungen gemacht werden.“ — „Meine Ahnen würden aus ihren Gräbern erstehen und mir Vorwürfe machen, wenn ich meine ererbten Rechte aufgäbe. Ich werde nicht leichtfertig das erste mit reifer Ueberlegung begonnene und fest verfolgte Unternehmen meines Lebens aufgeben. Lieber will ich mich und mein Heer unter den Trümmern Schlesiens begraben, als meine Ehre beflecken.“

Friedrich hatte die Zwischenzeit seit der Mollwitzer Schlacht benutzt, um seine Reiterei besser auszubilden; so vortrefflich sich das Fußvolf bewährt hatte, so sehr war die österreichische Reiterei der seinigen überlegen gewesen. So wie Friedrich den Mangel erkannt hatte, suchte er demselben abzuhelfen, in Zeit von zwei Monaten hatte er zwölf Schwadronen neu gebildet und vortrefflich einexercirt, und konnte dem neuen Feldzuge um so zuversichtlicher entgegengehen. Vorher aber wollte er sich den Rücken ganz decken: er hatte Verdacht gegen die Zuverlässigkeit der Stadt Breslau, wo unter den Katholiken und unter dem Adel, welcher zum Theile in österreichischem Kriegs-

dienste stand, noch viel Freunde Oesterreichs waren. Es kam darauf an, sich der Stadt zu versichern. Friedrich ließ unter Schwerin und dem Prinzen von Dessau 8000 Mann in die Nähe von Breslau rücken, verlangte dann für eine Heeresabtheilung den Durchzug durch die Stadt, kaum aber waren die Truppen darin, so verbreiteten sie sich durch alle Straßen, besetzten alle Wachen und hatten in einer Stunde die ganze Stadt inne. Der Feldmarschall Schwerin ließ sofort den Magistrat und die Miliz huldigen und das Volk rief nach seinem Beispiele: „Es lebe Friedrich, König in Preußen, Herzog in Schlesien.“ In den folgenden Tagen huldigte die ganze Bürgerschaft und die Geistlichkeit, am 13. August wurde in allen Kirchen ein Huldigungs- und Dankfest gehalten, und seitdem das Kirchengebet nicht mehr für Maria Theresia, sondern für den König von Preußen gehalten.

Die Lage der Königin hatte sich inzwischen sehr verschlimmert: der Kurfürst von Baiern hatte mit den Franzosen Oberösterreich eingenommen, die Stände hatten ihm gehuldigt und der ganze Wiener Hof sah sich genöthigt, nach Preßburg zu fliehen; da entschloß sich Maria Theresia endlich, mit Friedrich in ernste Verhandlungen zu treten, und zu Klein-Schnellendorf in Schlesien wurde zwischen dem Könige, dem Feldmarschalle Neipperg und dem englischen Gesandten Lord Lyndhurst eine Verabredung getroffen, nach welcher durch einen vor Ablauf des Jahres abzuschließenden Vertrag Niederschlesien mit Neiße an den König von Preußen abgetreten werden sollte (October 1741). Die preussischen Truppen bezogen hierauf ihre Winterquartiere.

Friedrich ließ sich (am 7. November) von sämmtlichen Ständen der eroberten Lande feierlich huldigen, im Fürstensaale des Rathhauses zu Breslau saß er auf einem aus der Zeit des Kaisers Matthias noch vorhandenen Throne, sein Degen diente als Scepter; er verlangte die Huldigung ausdrücklich nicht als Ueberwinder, sondern als milder Landesvater; denn er wolle eher geliebt, als gefürchtet sein, und halte den Tag verloren, wo er nicht Jemand Gutes gethan. Das übliche Huldigungsgeschenk von 100,000 Thalern lehnte er ab, weil er seinen Untertanen nicht unnütze Kosten verursachen, vielmehr Alles thun wolle, das Land in eine blühende Lage zu bringen.

Maria Theresia aber hatte inzwischen in Ungarn Hülfe zur Vertheidigung ihres Thrones gefunden. In kräftigen und zugleich rührenden Worten hatte die junge, schöne Fürstin den ungarischen Ständen ihr Unglück geschildert; verlassen von ihren Bundesgenossen, setzte sie ihr ganzes Vertrauen auf die altbewährte Treue und Tapferkeit der Ungarn. Gerührt durch das harte Geschick und den festen Muth der hohen Frau, erhoben sich die Ungarn mit Begeisterung, riefen einmüthig: „Leben und Blut, Leben und Blut für unsern König, Maria Theresia!“ und rüsteten in Eile 30,000 Mann Fußvolk, 15,000 Reiter und 20,000 Mann Rekruten. Neu ermunthigt, bereitete die Königin Alles zu kräftigem Widerstande vor, ihr Vertrauen wurde noch erhöht durch die Aneinigigkeit unter ihren Feinden und durch die Unfähigkeit des Kurfürsten Karl Albert, welcher sich im gefahrvollsten Augenblicke nach Frankfurt begab, sich zum Kaiser wählen zu lassen, und darüber die Vertheidigung seiner Sache vergaß. In kürzester Zeit war Oberösterreich wieder von den Feinden befreit, dann drang das ungarische Heer in Baiern ein. Am 12.

Februar wurde zwar Karl Albert als Karl VII. in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt, aber an demselben Tage fiel seine Hauptstadt München in die Hände der Oesterreicher.

Friedrich mußte besorgen, daß Maria Theresia in Folge dieses siegreichen Vordringens die Verabredung von Klein-Schnellendorf wieder aufgeben und nach Besiegung der übrigen Feinde sich mit ganzer Macht gegen ihn wenden würde, wenn er ihr nicht zuvorkäme. Der Prinz Karl von Lothringen rückte von Wien durch Böhmen vor: dorthin ging der König mit einem Theile des bis auf 100,000 Mann vermehrten Heeres ihm entgegen. Bei **Gzaskau** und **Chotusitz** kam es zur Schlacht (18. Mai 1742). Friedrich's Mannschaften bestanden aus 28,000 Mann mit 88 Geschützen; seine Gegner zählten 30,000 Mann mit 40 Geschützen. Hier bewährte sich die neue Reiterei in kräftigen Angriffen, wie das Fußvolk durch bewundernswürdige Ordnung und Sicherheit, aber lange schwankte das Glück hin und her, bis der König nach vierstündigem heißem Kampfe den rechten Augenblick ersah, eine günstig gelegene Höhe zu besetzen, von welcher er die Feinde mit dem größten Nachdrucke mit seinem Geschütze angreifen konnte. Der Erzherzog Karl, um einer gänzlichen Niederlage zu entgehen, entschloß sich zum Rückzuge, die Preußen verfolgten ihn nicht, sondern begnügten sich, wie bei Mollwitz, das Schlachtfeld zu behaupten. Friedrich sagte, er wolle die Königin nicht noch weiter erniedrigen, sie habe den Kampf gewollt und ihr Wille sei geschehen, man habe geschlagen und sie besiegt; ihm sei es genug, ihren Stolz gebeugt zu haben, und er kehre aufs Neue zu den früheren Friedensvorschlägen zurück.

Friede zu Breslau. Der rühmlich erkochene Sieg, welcher das Lob der preussischen Armee von Neuem in ganz Europa erschallen ließ und zugleich Friedrich's Feldherrntalent über allen Zweifel erhob, wurde von ihm in der That nur zur Anknüpfung neuer Friedensunterhandlungen benutzt. Man müsse wissen, zur rechten Zeit inne zu halten, sagte Friedrich zu denen, welche ihm vorwarfen, seine Siegesbahn nicht weiter verfolgt zu haben: das Glück erzwingen wollen, heiße es verlieren. Diesmal führten die Verhandlungen rasch zum Ziele. Nachdem schon am 11. Juni 1742 ein vorläufiger (Präliminar-) Vertrag zu Breslau zu Stande gekommen war, wurde am 28. Juli 1742 der Friede unter großbritannischer Vermittelung zu Berlin abgeschlossen. Folgendes waren die Bedingungen: die Königin Maria Theresia tritt an den König von Preußen Ober- und Niederschlesien, ausgenommen das Fürstenthum Teschen mit der Herrschaft Oderberg und der Stadt Troppau, ab, — ferner erhält Friedrich die Grafschaft Glatz und den mährischen District Katscher und zwar Alles ohne jede Lehensabhängigkeit von Böhmen. Auch verzichtet die Königin auf alles Lehensrecht über die einstmals böhmischen, schon längere Zeit zu Brandenburg gehörigen Besitzungen Krossen, Züllichau, Sommerfeld, Cottbus, Peitz, Storkow, Veeskow, Teupitz, Zossen u. s. w., welche fortan freies Eigenthum des preussischen Hauses sein sollen. Der König von Preußen entsagt dagegen für sich und seine Nachkommen allen weiteren Ansprüchen auf die Besitzungen der Königin, verspricht, sich der landesherrlichen Rechte nicht zum Nachtheil der katholischen Religion in Schlesien zu bedienen, ohne jedoch

der Gewissensfreiheit der Protestanten Eintrag zu thun, und übernimmt endlich die auf Schlesien eingetragenen englischen und holländischen Schulforderungen im Betrage von 4,700,000 Thalern.

Die an Preußen abgetretenen schlesischen Landestheile waren im Einzelnen folgende:

das nunmehrige preussische Oberschlesien umfaßte die alten Fürstenthümer Ratibor und Oppeln, die nördliche Hälfte von Troppau und Jägerndorf (ohne deren Hauptstädte), die Standesherrschaften Pleß und Beuthen und den District von Ratfcher;

Niederschlesien bestand (damals) aus den Fürstenthümern Münsterberg, Brieg (nebst Kreuzburg), Breslau (mit Namslau), Dels, Schweidnitz, Jauer, Liegnitz, Wohlau, Glogau (mit dem Schwiebuser Kreise), Sagan, der nördlichen Hälfte des Fürstenthums Neisse oder Grottkau, den Standesherrschaften Carolath, Trachenberg, Militisch, Wartenberg, Goschütz — wozu die Grafschaft Glatz hinzukam. (Bei Oesterreich verblieb nur etwa der neunte Theil von Schlesien, nämlich das Fürstenthum Teschen, der größte Theil der Herrschaft Oberberg und der südliche Theil der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf mit den Hauptstädten dieses Namens.)

Von den genannten, fortan zu Preußen gehörigen Fürstenthümern waren die bedeutendsten, wie erwähnt, schon früher in den unmittelbaren und vollen Besitz der böhmischen Krone übergegangen und wurden jetzt ebenso Immediat-eigenthum der preussischen Landesherren, nämlich die alten Fürstenthümer Ratibor, Oppeln, Glogau, Breslau, Jauer, Schweidnitz, Liegnitz, Brieg, Wohlau und die Grafschaft Glatz. Dagegen waren die übrigen Theile Schlesiens noch im Besitze besonderer Fürsten und Standesherrn; so gehörte das Fürstenthum Pleß dem Fürsten von Anhalt-Röthen, Beuthen den Grafen von Henckel, Dels dem Hause Württemberg (später diesem und dem Hause Braunschweig), Neisse war ein geistliches Mediatfürstenthum, Carolath gehörte dem Grafen von Schönau, Trachenberg dem Grafen von Hatzfeld (welcher, wie der vorige, die Fürstenwürde von Friedrich dem Großen erhielt), Militisch den freien Standesherrn (später Grafen) von Malzan, Goschütz den Grafen von Reichenbach u. s. w.

Das ganze Gebiet, welches die Krone Preußen durch den Frieden zu Berlin gewann, das nunmehrige preussische Herzogthum Schlesien, betrug 700 Quadratmeilen mit 1,400,000 Einwohnern; ein Drittheil des ganzen bisherigen Besitzes. Das war ein reicher Lohn für den zweijährigen Feldzug. Doppelt lieb mochte es dem deutschen Fürsten sein, daß er diese Vortheile errungen, ohne den Franzosen gleichzeitig zu Eroberungen in Deutschland zu verhelfen. Trost seines Werkes kehrte er nach Schlesien zurück, wohnte dort den zahlreichen Friedensfesten bei und ging dann nach Berlin, wo er am 12. Juli unter dem Jubel des siegesfreudigen Volkes einzog.

34. Der zweite schlesische Krieg (1744—1745).

Ursachen des neuen Krieges. Friedrich traf in dem neu erworbenen Lande sofort alle Einrichtungen, um die Regierung desselben zu ordnen. Im Allgemeinen regelte er die Verwaltung nach dem Muster der übrigen Provinzen, errichtete für die Rechtspflege drei Oberämter in Glogau, Breslau und Oppeln, für die Domainen, die Steuern und die Polizei zwei Kriegs- und Domainenkammern in Glogau und Breslau, setzte in den 48 Kreisen der Provinz adelige Rittergutsbesitzer zu Landrätthen ein, ordnete aber diese Behörden alle nicht dem Generaldirectorium, sondern einem besonderen Minister für Schlessen unter. Die Evangelischen erhielten in der ganzen Provinz freie Religionsübung, ohne daß jedoch die Katholiken in ihren Rechten gekränkt wurden. Die strenge Unparteilichkeit des Königs, sein wohlwollendes Benehmen gegen Leute aller Stände, sowie die ächt landesväterliche Fürsorge, welche aus seinen Verfügungen hervorleuchtete, gewannen ihm die Herzen der Schlessier. Er bereiste öfter die ganze Provinz, erkundigte sich überall nach dem Stande von Handel und Gewerbe und that, so viel in seinen Kräften stand, zur Förderung derselben.

Während der König sich so eine sichere Stütze in der Dankbarkeit und Anhänglichkeit des schlesischen Volkes zu verschaffen suchte, wurde er immer mehr mit der Besorgniß erfüllt, daß es Maria Theresia mit der Abtretung des Landes nicht Ernst gewesen sei, und daß sie die erste Gelegenheit benutzen werde, ihm dasselbe wieder zu entreißen. In der That hatte es die Königin nur mit Mühe über sich gewinnen können, in den Berliner Frieden zu willigen, und den schweren Verlust keineswegs verschmerzt. „Alle Uebel scheinen ihr gering,“ schrieb der englische Gesandte an seinen Hof, „gegen die Abtretung Schlessens. Sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlessier sieht.“ Sie betrachtete es als eine schwere Demüthigung, daß sie von einem Fürsten, welchen sie tief unter sich stehend meinte, zu einer Gebietsabtretung genöthigt worden war, und sie hielt die Nachbarschaft des so bedeutend vergrößerten Preußens für sehr gefährlich. Friedrich konnte daher erwarten, daß sie die erste Verwickelung benutzen würde, um ihn wo möglich wieder zu demüthigen. Sein Argwohn erhielt neue Nahrung, als er erfuhr, daß England die Königin in ihrer feindseligen Stimmung bestärkte. Georg II. soll ihr in Bezug auf Schlessen tröstend geschrieben haben: „Was leicht genommen ist, kann auch leicht wieder herausgegeben werden.“ Auch Sachsen verbündete sich mit Oesterreich zur Gewährleistung der pragmatischen Sanction, ohne daß Schlessen von dem so gewährleisteten Länderbesitze ausgenommen wurde. Es konnte dabei fast nur auf Preußen abgesehen sein.

Unterdeß machte Oesterreich in dem fortbauenden Kampfe gegen Baiern und Frankreich die glücklichsten Fortschritte und drängte die Feinde bis an den Rhein zurück. Auch England hatte gerüstet und war mit bedeutender Heeresmacht den Franzosen in Deutschland entgegengetreten. Dieselben wurden am Main geschlagen. Vergeblich machten sie jetzt Friedensvorschläge; Maria Theresia verwarf diese und schloß mit England, Holland und Serbien ein Schutz- und Trutzbündniß zur Behauptung aller ihrer Staaten, so-

wie derer, welche sie besitzen sollten. Friedrich mußte auch diesen Zusatz mit auf Schlesien deuten und sah ein, daß die Reihe an ihn kommen würde, wenn erst Karl Albert und die Franzosen ganz besiegt wären.

In dem also drohenden Kampfe war er, außer der Hoffnung auf Frankreich, vor Allem auf seine eigene Kraft hingewiesen, und er verlor keine Zeit, sich in tüchtigen Kriegszustand zu setzen. Er hatte die beiden Friedensjahre benutzt, um die Reiterei noch weiter auszubilden. Das ganze Heer wurde unaufhörlich in Uebung erhalten, der König selbst reiste in alle Theile seines Landes: in einem Monat musterte er von Küntrin bis Ratibor 88 Bataillone und 153 Reitereschwadronen.

Der Ausbruch des Krieges; Feldzug in Böhmen. Unterdeß wurde die Sprache zwischen den Höfen von Berlin und Wien immer gereizter: Friedrich schickte sich an, den Kaiser Karl VII. zu unterstützen, um nicht nach dessen Sturz den Angriffen der ganzen österreichischen Heeresmacht ausgesetzt zu sein. Er schloß mit Frankreich, dem Kaiser, Kurpfalz und Hessen-Kassel den Unionsvertrag zu Frankfurt a. M. (Mai 1744) zur Erhaltung der Reichsverfassung, Herstellung des Kaisers und Beilegung des österreichischen Erbfolgestreites. Die Franzosen rückten sogleich mit großer Truppenmacht ins Feld; bald darauf (im August 1744) erklärte Friedrich durch seinen Gesandten in Wien, er könne es als Kurfürst nicht ruhig mit ansehen, daß der Wiener Hof die Würde des Kaisers unterdrücke, und habe deshalb dem Kaiser eine Anzahl seiner Truppen überlassen. Für sich verlange er Nichts, sondern ergreife die Waffen nur für die Freiheit des deutschen Reiches, für die Würde des Kaisers und die Ruhe Europa's.

Gleichzeitig rückten 80,000 Preußen als „kaiserliche Hülfsvölker“ in Böhmen ein, eine Abtheilung unter dem Feldmarschall Schwerin durch Schlesien, eine andere unter dem Erbprinzen Leopold von Dessau durch die Lausitz, eine dritte unter dem Könige selbst durch Sachsen, wo man seinem Durchzuge selbst kein Hinderniß in den Weg zu legen wagte. Die drei Heeresabtheilungen vereinigten sich (im September 1744) vor Prag. Maria Theresia war auf diesen plötzlichen Angriff nicht vorbereitet: schleunigst rief sie den Herzog Karl von Lothringen vom Rheine zurück und zugleich forderte sie wiederum persönlich die Ungarn zu ihrer Vertheidigung auf. Unter dem Rufe: Es lebe die Königin, zu den Waffen! beschloffen die ungarischen Stände, sofort 60,000 Mann zu rüsten und gegen den „tyrannischen Bedrücker Schlesiens,“ als welchen sie Friedrich schilderten, ins Feld zu führen.

Maria Theresia konnte es freilich nicht verhindern, daß Prag, von allen Seiten eingeschlossen, im Sturm genommen wurde und daß die Preußen immer weiter in Böhmen vordrangen, ehe Karl von Lothringen mit seiner Armee heranrückte (September 1744). Doch bald sah sich Friedrich in dem fremden Lande von der inzwischen gesammelten Armee hart bedrängt. Seine Truppen wurden von den zahlreichen Haufen feindlicher Reiterei fortwährend umschwärmt, ohne daß er dieselben zu einer Schlacht bringen konnte. Dazu kam, daß die Verpflegung seiner Armee unter der feindlichen Bevölkerung mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. Die Bauern wurden von der österreichischen Regierung und von der katholischen Geistlichkeit aufgefordert,

überall, wo die Preußen heranrückten, mit ihren Habseligkeiten und mit den Viehheerden in die Wälder zu fliehen, die Getreidevorräthe aber zu verbrennen oder zu vergraben. Zugleich wurde alle Zufuhr von Lebensmitteln durch die herumschwärmenden ungarischen Husaren verhindert. Schon war ein großer Theil des nach Böhmen geführten Heeres auf den Märschen durch die schlechte Verpflegung und die hierdurch veranlaßte Desertion verloren gegangen. Gleichzeitig kamen ungünstige Nachrichten aus Schlesien.

Dort hatten die Oesterreicher in kurzer Zeit die Grafschaft Glatz und einen großen Theil von Oberschlesien wieder eingenommen. Maria Theresia erließ (im December 1744) ein Patent an die Schlesier, in welchem sie erklärte, das Land wäre ihr vom Könige von Preußen unrechtmäßig abgedrungen, die Friedensbedingungen aber von demselben nicht gehalten worden. Sie sehe deshalb den Breslauer Vertrag für aufgehoben an, wolle Schlesien von dem feindlichen Joche befreien, erkläre die dem Könige geleisteten Gelübde der Unterthanen für nichtig und sehe sich als rechtmäßige Landesfürstin an. Friedrich erließ ein Gegenpatent, worin er das Verfahren der Königin für gottlos erklärte und drohte, die, welche sich würden verführen lassen, als Verräther zu bestrafen. Er übergab den Oberbefehl über das schlesische Heer dem alten Fürst Leopold von Dessau, welcher die ersten Angriffe der Oesterreicher überall zurückwies und dieselben ganz aus Schlesien herausdrängte. Friedrich's Lage verschlimmerte sich jedoch, als Oesterreich mit England, Holland und Sachsen eine Quadrupelallianz gegen ihn schloß. Da der Kaiser Karl VII. damals starb, erbot sich Friedrich zum Abschluß eines Friedens, indem er versprach, Maria Theresien's Gemahl als Kaiser anzuerkennen; die Königin wollte aber durchaus Schlesien wieder haben und ging auf keine anderen Friedensvorschläge ein. Ihre Zuversicht war sogar so weit gestiegen, daß sie mit Sachsen noch einen besonderen Bund schloß, worin es darauf abgesehen war, Preußen auch einen Theil seiner alten Besitzungen zu entreißen.

Friedrich sah die Größe der Gefahr vollständig ein, aber er setzte ihr seine ganze Seelenstärke entgegen; er ließ den Muth nicht einen Augenblick sinken und war entschlossen, lieber ehrenvoll, mit dem Schwerte in der Hand zu Grunde zu gehen, als seine Pläne für Preußens Größe und Ansehen aufzugeben. „Entweder will ich Alles behaupten oder Alles verlieren,“ schrieb er. „Wenn alle meine Hülfquellen und Unterhandlungen versagen, so ziehe ich es vor, unterzugehen mit Ehren, als ein ruhmloses, des Ansehens beraubtes Leben zu führen. Unternimmt der Feind Etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen, oder wir werden uns alle niedermetzeln lassen zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme Brandenburgs. Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien und ihre besten Provinzen besetzt waren! Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? Mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder muthlos machen, noch auch übermüthig! Muß ich untergehen, so sei es mit Ruhm und das Schwert in der Hand.“

Im Frühjahr 1745 begab sich der König selbst zur schlesischen Armee und nahm sein Hauptquartier im Kloster Kamenz. Kurz vorher, als er das Kloster und die Umgebung mit geringer Begleitung vorläufig in Augenschein

nahm, wurde er auf merkwürdige Weise vor Gefangenschaft bewahrt. Die in der Gegend umherstreichenden Kroaten hatten von seinem Besuche in Kamenz Kunde erhalten und kamen heimlich herbei, ihn gefangen zu nehmen. Zur rechten Zeit merkte jedoch der Abt des Klosters die Gefahr, überredete den König, sich als Mönch zu verkleiden, und so wie dies geschehen war, rief er durch die Abendglocke die Mönche zum Gebete zusammen; mit ihnen begab sich der König ungekannt in die Kirche. Die Kroaten durchsuchten vergeblich das ganze Kloster, kamen dann auch in die Kirche, scheuten sich aber, die Mönche im Gottesdienste zu stören, und zogen unverrichteter Sache wieder ab.

Ganz Oberschlesien wurde unterdeß von österreichischen Schaaren überschwemmt, nur der Markgraf Karl stand noch mit einer preußischen Heeresabtheilung dort. Friedrich wollte ihn an sich heranziehen und beauftragte den Oberst Zieten, der sich durch kühne Thaten schnell von niederer Stelle zum Befehlshaber eines Husarenregimentes aufgeschwungen hatte, zum Markgrafen zu eilen und ihm den Befehl zum eiligen Aufbruch zu überbringen. Dazu mußte Zieten durch die feindlichen Schaaren hindurchkommen; seiner List und Kühnheit gelang das gewagte Unternehmen. Die neuen Pelze, welche seine Husaren eben erhalten hatten, glichen denen der Oesterreicher; er schloß sich unerkannt einem Trupp feindlicher Reiter an und zog mit ihnen mitten durch die Feinde. Erst ganz spät wurde er erkannt, nun aber schlug er sich tapfer durch und brachte sogar Gefangene mit in des Markgrafen Lager. Dieser bewerkstelligte mit gleicher Kühnheit seine Verbindung mit Friedrich.

Schlacht bei Hohensriedberg. Die Oesterreicher und Sachsen hatten sich unterdeß an der böhmischen Grenze vereinigt und bedroheten Niederschlesien. Friedrich zog ihnen entgegen und traf bei Striegau auf die feindliche Armee. Er hatte sich mit seinen Truppen hinter sanften Anhöhen gelagert und unbemerkt von den Feinden konnte er ihren Anmarsch genau beobachten. Sie erwarteten keinen Angriff, waren vielmehr überzeugt, daß Friedrich sich vor ihnen nach Breslau zurückziehen würde. Da wurden am **4. Juni (1745)** gleich nach der ersten Morgendämmerung die Sachsen in ihrem Lager bei **Hohensriedberg** angegriffen und durch den heftigen Stoß der preußischen Reiterei bald in völlige Flucht gejagt. Früh um 7 Uhr waren die Sachsen bereits geschlagen, während die österreichische Reiterei, erst durch den Kanonendonner aus der Ruhe geweckt, noch sattelte. Herzog Karl von Lothringen aber gab die Hoffnung auf den Sieg nicht verloren; in der That kam es zum heftigsten Kampfe, in welchem jedoch das gewaltige Gewehr- und Kanonenfeuer der Preußen wieder den Sieg errang. Gegen 8 Uhr Morgens war die Schlacht zu Gunsten der Preußen entschieden; Herzog Karl ließ seine Truppen den Rückzug antreten, er hatte 9000 Mann Tode und 7000 Gefangene, während die Preußen an 5000 Tode und Verwundete zählten. Der König meldete den Sieg mit folgenden Worten an seinen Minister Podewils: „Unsere Cavallerie hat Wunder gethan; alle Corps haben geschlagen, alle vortrefflich; auch meine Brüder haben wie Löwen für das Vaterland gefochten; wir haben Wort gehalten.“

Das ganze Land empfand es, wie wichtig diese Schlacht war. So weit man den Kanonendonner hörte, fielen die Evangelischen in allen Ortschaften auf die Kniee, um den Sieg der protestantischen Sache von Gott zu erstehen.

In Breslau war unendlicher Jubel, als am späten Abend sechszehn blasende Postillone mit der Siegestunde eintrafen, und als man drei Tage darauf die eroberten Fahnen hinbrachte.

Die Schlacht bei Kesselsdorf und der Friede zu Dresden. Friedrich durfte hoffen, daß er jetzt den Frieden leicht würde erlangen können, besonders da auch England denselben dringend wünschte; aber Maria Theresien's Muth war noch nicht gebeugt, sie sammelte ein neues stärkeres Heer und beauftragte den Herzog Karl von Lothringen, den Krieg kräftiger fortzuführen. Friedrich sah nun ein, daß es ihn noch eine Schlacht kosten würde und er bereitete sich vor, die letzte blutige Entscheidung herbeizuführen. Zunächst wollte er dem Könige von Sachsen, der sich aus Neid und Eifersucht gegen das aufstrebende Preußen mit Oesterreich verbunden hatte, um Preußen einige Provinzen zu entreißen, nachdrücklich den Krieg machen und ließ Sachsen durch den Fürsten Leopold von Dessau, welcher mit seinen Truppen bei Halle stand, bedrohen. Er selbst war mit dem Hauptheere von Striegau wieder über die böhmische Grenze gegangen und wurde bei **Sorr** vom Herzoge Karl mit überlegener Truppenmacht angegriffen; aber nach dem heftigsten Kampfe, in welchem die Preußen mit wahren Heldenmuthen stritten, zogen sich die Oesterreicher mit großen Verlusten zurück (30. September 1745). So sehr England auch jetzt wieder zum Frieden rieth, so war doch Maria Theresia noch immer nicht zu Unterhandlungen zu bringen: sie schrieb die Unfälle ihrer Armee nur zufälligen Fehlern der Anführer zu und hoffte noch auf eine baldige Ueberwindung des „übermüthigen“ brandenburgischen Fürsten. Leopold von Dessau ging unterdeß in Sachsen bedächtiger vor, als es dem feurigen Friedrich recht war; dieser schrieb ihm darüber höchst ungehalten: „Sie gehen so langsam, als wenn Sie sich vorgenommen hätten, mich aus meiner Avantage zu setzen, und weil die Sachen ernsthaft sind, so rathe ich Ihnen als guter Freund, solche mit mehr Bigueur zu tractiren.“ Der alte Dessauer wurde durch solche Vorwürfe natürlich sehr schmerzlich betroffen. Er war daher ungeduldig, seinen alten Kriegsrühm zu bewahren und griff nach wenigen Tagen die Sachsen bei **Kesselsdorf** an. Seine Grenadiere rückten mit entblößter Brust, mit geschultertem Gewehre unter dem Spielen des Dessauer Marsches dem mörderischen Feuer der Kanonen und Haubitzen entgegen: mitten in dem Feuer und Getümmel erblickte man immer unter den Ersten den alten Fürsten; es schien, als suchte er den Tod. Schon war ein Viertel seiner Tapfern niedergestreckt, aber immer wieder führte er sie stürmend gegen den Feind vor. Unaufhaltsam drangen zuletzt die Preußen trotz Eises und Schnees und trotz des verheerenden feindlichen Kanonenfeuers mit lautem Siegesgeschrei auf die Sachsen ein und schlugen dieselben endlich in die Flucht (15. December 1745). Friedrich, der inzwischen in der Lausitz die Oesterreicher gleichfalls geschlagen hatte, kam am 17. December zu seinem siegreichen Heere nach Sachsen. Der Fürst von Dessau ritt ihm auf dem Kesselsdorfer Schlachtfelde mit seinem Generalstabe entgegen: der König stieg vom Pferde, ging auf den alten Helden mit entblößtem Haupte zu, umarmte ihn, sagte ihm das Schmeichelhafteste, was er zu finden wußte, und ließ sich von ihm auf dem Schauplatze seiner Thaten herumführen. Leopold war darüber ungemein glücklich: die Schlacht bei Kesselsdorf war die letzte glorreiche Handlung seines schönen Soldaten-

Lebens und hat seinen alten Ruf für immer bestätigt. Vierzig Jahre hatte der treffliche Kriegsmann an der Spitze preussischer Truppen gestanden, und keinem Feldherrn verdanken dieselben mehr, als ihm, in Bezug auf kriegerische Ausbildung und Uebung.

Friedrich zog schon am folgenden Tage (18. December) in Dresden ein, wo er von einem Theile der Einwohner freudig aufgenommen wurde. „Ich sitze oft,“ schreibt von Dresden einer seiner Begleiter, „und denke nach, ob es auch wirklich und wahrhaftig wahr ist, was wir erlebt haben! Heute in die Lausitz einmarschirt, denselben Tag noch die sächsischen Truppen geschlagen; morgen Görlitz besetzt, übermorgen die Oesterreicher hinter Zittau getrieben, den Tag darauf sie aus dem Lande gejagt, Bautzen genommen, wieder den Tag darauf Leipzig occupirt und die sächsische Armee nach Dresden getrieben, endlich nicht allein diese Armee, sondern auch die Oesterreicher, die bei ihr waren, geschlagen, Dresden zur Capitulation gezwungen, und das Alles zu einer Zeit, wo die hochmüthigen Feinde den König von Land und Leuten vertreiben, seine Armee auseinanderjagen, Stadt und Land durch Feuer und Schwert verwüsten wollten. Der Herr hat Großes an uns gethan, lasset uns dessen froh sein.“ Jetzt folgte dem Siege der Frieden auf dem Fuße: denn die Sachsen waren völlig überwunden, und die Engländer erklärten Maria Theresia, von dem Bündniß zurückzutreten, wenn sie nicht Frieden schliesse. Freilich konnte es zweifelhaft sein, ob Friedrich jetzt den Frieden unter den früheren Bedingungen annehmen würde; aber er war trotz der Abmahnungen Frankreichs sofort dazu entschlossen. Sein Land bedurfte des Friedens, und er wollte sich nicht ohne Noth nochmals den Launen des Glückes aussetzen. Er hatte Ruhm genug gewonnen, ein einziger Unfall aber konnte ihn an den Rand des Verderbens bringen. „Ich habe nur noch ein Duzend Jahre zu leben,“ sagte er, „und will diese ruhig hinbringen und an dem Glücke meiner Unterthanen arbeiten. Das ist wahre Größe; ich werde nie wieder zu den Waffen greifen, als zu meiner Vertheidigung.“ So verlangte er denn nur, daß ihm der Besitz von Schlesien nochmals versichert wurde, und schon am 25. December 1745 erfolgte der Abschluß des Friedens zu Dresden, in welchem Maria Theresia die Abtretung Schlesiens bestätigte, Friedrich dagegen ihren Gemahl, den Erzherzog Franz, als Kaiser anerkannte. Beide Theile verzichteten gegenseitig auf alle Ansprüche und ertheilten Vergeffen und Vergebung allen Theilnehmern des Krieges. Sachsen zahlte an Preußen eine Million Thaler Kriegskosten.

Mit unerhörtem Jubel wurde Friedrich in Berlin empfangen, als er mit seinen Brüdern August und Heinrich unter Vorreitung von hundert blasenden Postillonen einzog. Bald darauf wurde der Friede durch einen mit dem preussischen und schlesischen Adler kostbar geschmückten Herold unter großer Feierlichkeit bekannt gemacht.

Maupertuis schrieb an Friedrich: er habe in wenigen Wochen so viel gethan, als der glücklichste Feldherr nur immer vermöge; größer als er sei, könne er nur werden im Frieden. In der That richtete der König, sowie er den Frieden erstritten hatte, seine Fürsorge vorzüglich auf die Pflege der inneren Wohlfahrt seiner Staaten. Wir werden bald genauer berichten, wie er als Regent nicht minder groß war, als in der Kriegsführung; aber noch

einmal wurden seine friedlichen Bemühungen unterbrochen, noch einmal mußte er zur Vertheidigung des eroberten Schlesiens das Schwert ziehen. Wir wollen daher zuerst den weiteren Verlauf seiner Kriegsthätigkeit schildern, um ihn sodann als Regenten näher kennen zu lernen.

35. Der siebenjährige Krieg (1756—1763).

Ursachen des Krieges. Maria Theresia hatte nach Beendigung der schlesischen Kriege noch einige Jahre den Kampf gegen Frankreich fortzusetzen: erst im Jahre 1748 wurde zu *Aachen* ein Frieden geschlossen, durch welchen die Fürstin im fast ungeschmälerten Besitze des ererbten Reiches und ihr Gemahl in der Kaiserwürde bestätigt wurde. Kaum war die stolze Kaiserin auf ihrem Throne befestigt, so trat mit neuer Gewalt die quälende Erinnerung vor ihre Seele, daß eines der schönsten Juwelle ihrer Krone, die Provinz Schlesien, aus derselben gerissen worden: sie konnte es nimmer und nimmer verschmerzen, daß ein geringerer Fürst dem mächtigen österreichischen Hause ein so schönes Land mit Gewalt abgetrogt hatte, — ihr katholischfrommer Sinn wurde zugleich durch den Gedanken betrübt, daß jene Provinz unter die Gewalt eines „kezerischen“ Fürsten gekommen, — endlich mußte sie auch sehen, wie unter Friedrich's trefflicher Regierung das ihr entriffene Land sich schnell zu unerwarteter Blüthe entfaltete und die Einkünfte desselben sich vervielfältigten. Maria Theresia war selbst eine weise, fürsorgliche und glückliche Regentin, welche ihr Land in großen Flor brachte; desto mehr mußte sie den Werth der verlorenen Provinz zu schätzen und desto eifersüchtiger blickte sie unablässig nach derselben hin. Sie konnte den Gedanken nicht aufgeben, sich des schönen Landes bei der ersten Gelegenheit wieder zu bemächtigen.

Um dieses Ziel sicherer zu erreichen, war sie darauf bedacht, sich mit Friedrich's sonstigen Feinden und Nebenbuhlern in Verbindung zu setzen. Es war kein Wunder, daß der junge Fürst, welcher die Welt durch seine glücklichen Feldzüge in Staunen gesetzt hatte, viel Neid und Eifersucht erweckte: große und kleine Fürsten waren ärgerlich darüber, daß der ehemalige Markgraf von Brandenburg sich auf einmal eine hervorragende Rolle unter den großen Staaten Europa's anzumessen schien. Seine Nachbarn fürchteten, daß er bei dem glücklichen Anfange seiner kriegerischen Laufbahn nicht stehen bleiben, sondern auf eine weitere Vergrößerung seines Reiches finnen würde. Ueberdies machte sich Friedrich manche Fürsten dadurch zu persönlichen Feinden, daß er sich über ihre Schwächen und Verirrungen oft mit beißendem Witz aussprach. Das war besonders mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland der Fall, welche sich von ihren Günstlingen fast ganz beherrschen ließ, worüber Friedrich bei mehreren Gelegenheiten unumwunden gespottet hatte. Die Sachsen und Oesterreicher machten sich natürlich ein Vergnügen daraus, seine scharfen Bemerkungen der Kaiserin Elisabeth und deren Günstlingen zu hinterbringen, um dieselben für die Pläne gegen Preußen leichter zu gewinnen. In der That wurde schon im Jahre 1746 ein Tractat zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossen, worin ein geheimer Artikel geradezu gegen Friedrich und gegen sein Recht auf Schlesien gerichtet war.

Sachsen, dessen König August ganz den sinnlichen Genüssen ergeben war und seinen Minister, den Grafen Brühl, nach Willkür schalten und walten ließ, war von Anfang an mit Oesterreich und Rußland im Einverständniß. Graf Brühl, ein eingebildeter, eitler Mensch, haßte den großen König, weil er dessen geistige Ueberlegenheit fühlte und zugleich wohl wußte, wie gering Friedrich ihn achtete. Doch hatte der sächsische Fürst, wie sein Minister, nicht Muth genug, dem Bündnisse von Oesterreich und Rußland geradezu beizutreten, weil sie sich als Friedrich's nächste Nachbarn zu sehr vor ihm fürchteten. Nur insgeheim nahmen sie an allen Verhandlungen seiner Feinde Theil und waren bereit, sowie der Krieg ausbräche, sich mit denselben zu vereinigen. Friedrich aber erhielt von allen diesen Umtrieben genaue Kunde; ein sächsischer Beamter ließ ihm sogar Abschriften von der ganzen geheimen Correspondenz des Dresdener Hofes mit Rußland und Oesterreich zukommen. So wußte er denn, weß er sich zu versehen habe, und unterließ Nichts, um der drohenden Gefahr wohl vorbereitet und gerüstet entgegenzutreten. Da sich mehrere mächtige Gegner zu seinem Sturze vereinigt hatten, sah er sich gleichfalls nach einem Bundesgenossen um. Frankreich hatte ihm bis dahin zu lässig beigegeben, und der Hof von Versailles versank immer tiefer in Erschlaffung. Der König Ludwig XV. wurde von unwürdigen Duhlerinnen beherrscht, unter welchen sich damals die Marquise von Pompadour, eine Frau von gemeiner Herkunft und Denkart, zu allmächtiger Geltung aufgeschwungen hatte. Friedrich hatte kein Hehl daraus gemacht, wie sehr er diese Frau und das ganze Treiben des französischen Hofes verachte; während die meisten Fürsten und alle Gesandten sich um die Gunst der hohen Duhlerin bewarben, hatte er seinem Gesandten verboten, ihr die Aufwartung zu machen, und als Voltaire ihm einst Grüße von der Marquise brachte, antwortete er kurz abbrechend: „Ich kenne sie nicht.“ So durfte er denn auch keine große Zuneigung von Seiten des französischen Hofes erwarten. Gerade damals drohte aber ein Krieg zwischen Frankreich und England auszubrechen, und Friedrich konnte hoffen, daß England, welches ihm bis dahin feindlich gegenübergestanden, sich gern mit ihm verbinden würde, damit er Hannover gegen französische Angriffe schütze. Nach kurzen Verhandlungen wurde wirklich ein Schutzbündniß zwischen England und Preußen abgeschlossen (16. Januar 1756). Natürlich wandte nun der österreichische Hof Alles an, um ein Bündniß mit Frankreich zu Stande zu bringen. Die stolze Maria Theresia gewann es über sich, an die Marquise von Pompadour im ehrerbietigsten und herzlichsten Tone, wie an eine Fürstin als an ihre „Cousine“ und „theuerste Schwester“ zu schreiben, und auf einem Lustschlosse der königlichen Duhlerin fanden die Berathungen statt, welche ein Schutzbündniß zwischen Frankreich und Oesterreich zur Folge hatten (9. Mai 1756). Seit drei Jahrhunderten hatten sich die Bourbonen und das österreichisch-habsburgische Haus immer bekämpft: es mußte dem letzteren ein Gegner, wie Friedrich der Große, erstehen, um zum Staunen der Welt jene beiden alten Gegner zu vereinigen.

Mit Frankreich war damals Schweden eng verbunden, und Friedrich mußte daher erwarten, auch dieses Volk in den großen Bund gegen sich eintreten zu sehen. Er sah ein, daß er einen großen, gefährlichen Kampf zu bestehen haben würde, und traf alle Anstalten, um ihn mit Ehren aufzunehmen

zu können. Am meisten vertraute er auf seine eigene Kraft und auf die seines tapferen Volkes: er hatte das Heer in den Friedensjahren unablässig vermehrt, jetzt stand ihm eine bewaffnete Macht von 150,000 Mann zu Gebote, welche er durch fortgesetzte Uebung und treffliche Zucht zu dem neuen Feldzuge gestählt hatte. Zuversichtlich blickte Friedrich auf dieses sein Heer hin, welches den Kampf gegen die vereinigten Kräfte Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und Sachsens unternehmen sollte; aber außer seinem braven Heere durfte er auf seinen überlegenen Geist vertrauen, welcher durch Scharfblick, Kühnen und raschen Entschluß die Uebermacht der Feinde aufwog.

Geheime Weisungen an den Grafen Finkenstein. Aus jener Zeit haben wir ein denkwürdiges Actenstück, welches die ganze Größe des in Friedrich wohnenden Heldengeistes bekundet: es ist dies eine geheime Instruction, welche derselbe beim Beginne des gefährlichen Feldzuges für seinen Minister Grafen Finkenstein zurückließ, und welche folgendermaßen lautet:

„In der gegenwärtigen schwierigen Lage muß ich Euch Befehle hinterlassen, damit Ihr in allen etwaigen Unglücksfällen zu den nöthigen Beschlüssen ermächtigt seid. Wenn es sich (was der Himmel verhüten möge) ereignet, daß eine unserer Armeen in Sachsen geschlagen würde, oder daß die Franzosen in die Altmark einzufallen drohen, oder daß die Russen in die Neumark eindringen, so muß die königliche Familie nebst den wichtigsten Behörden, dem Ministerium und dem Generaldirectorium von Berlin weggebracht werden. Wenn wir in Sachsen in der Richtung von Leipzig geschlagen werden, so ist Küstrin der geeignetste Ort, um die königliche Familie und den Schatz hinzubringen; in diesem Falle muß die ganze Garnison sie dahin begleiten. Wenn die Russen in die Neumark einfielen oder wenn wir ein Unglück in der Lausitz hätten, so müßte Alles nach Magdeburg gebracht werden, — der letzte Zufluchtsort endlich ist Stettin, aber dahin darf man erst im äußersten Falle gehen. Die Garnison, die königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und müssen immer zusammenbleiben, ebenso wie die Krondiamanten und das große Silbergeräth, welches in einem solchen Falle zu Geld ausgemünzt werden muß. Im Fall, daß ich getödtet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Aenderung ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in anderen Händen befinden; in diesem Falle muß man die Huldigung hier wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im Allgeringsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generale ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vortheile benutze; ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt. — Ich hoffe, daß Ihr nicht nöthig haben werdet, von dieser Instruction Gebrauch zu machen, aber im Fall eines Unglücks ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen, und zum Zeichen, daß dies

nach reifer und klarer Ueberlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf.

Friedrich."

Gewiß ein herrliches Denkmal ächt königlicher und heldenmüthiger Gesinnung!

Die Eroberung Sachsens und die Schlacht bei Lowositz (1. October 1756). Sowie Friedrich die drohende neue Gefahr erkannt hatte, beschloß er, seinen Feinden zuvorzukommen, um sie womöglich unvorbereitet zu treffen. Zuvor ließ er die Kaiserin Maria Theresia um eine offene Erklärung bitten, was die seit langer Zeit in ihrem Reiche, besonders in Böhmen betriebenen Rüstungen zu bedeuten hätten; da er eine ausweichende unbefriedigende Antwort erhielt, so verlangte er eine ausdrückliche Zusicherung, daß man ihn in dem ersten und dem folgenden Jahre nicht angreifen wolle. Auch hierauf konnte er eine bestimmte Erwiderung nicht erlangen, auf eine nochmalige Anfrage aber wurde ihm auf unziemlich stolze und schnöde Art jede weitere Erklärung verweigert. Nun war es dem Könige klar, was er zu gewärtigen habe; eben deshalb aber wollte er nicht erst abwarten, bis seine Feinde ihre Rüstungen beendigt hätten. Nachdem er in der Stille Alles zu einem Feldzuge vorbereitet, brach er plötzlich am 29. August 1756 nach Sachsen auf. Dieses Land wollte er besetzen, um hierdurch die Mark Brandenburg zu decken und den Krieg von den Grenzen seines Reiches hinweg nach Böhmen zu verlegen. Mit 60,000 Mann rückte er unvorhergesehen in Sachsen ein und verlangte, daß der König August sich für ihn erklärte. Dieser wollte auf den Rath des Grafen Brühl sich nur dazu verstehen, zwischen den beiden kriegsführenden Mächten neutral zu bleiben, darauf konnte sich jedoch Friedrich nicht einlassen und besetzte daher das ganze Land. Das sächsische Heer, 17,000 Mann stark, bezog in größter Eile ein Lager bei Pirna, welches durch die steilen Abhänge nach allen Seiten geschützt war; dort hoffte man sich so lange halten zu können, bis die Oesterreicher aus Böhmen zu Hülfe kämen.

Friedrich's Einfall in Sachsen hatte natürlich überall, besonders aber am kaiserlichen Hofe, die größte Aufregung hervorgebracht. Der Kaiser stellte diesen Schritt als einen Bruch des deutschen Landfriedens dar und erließ ein Mahnungsschreiben an den König, worin er ihn aufforderte, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem König August alle seine Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen.“ Zugleich befahl er allen Generalen und Kriegsobersten in des Königs Heer, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen.“ Friedrich antwortete hierauf, indem er aus dem sächsischen Staatsarchiv die ganze Correspondenz des Königs von Sachsen mit den Höfen von Wien und Petersburg nach Berlin bringen und in einer umständlichen Schrift den gegen ihn gesponnenen Verrath darlegen ließ, welchem er durch seinen Einfall in Sachsen nur habe zuvorkommen wollen.

Während nun König Friedrich durch die Einschließung und Bewachung des sächsischen Heeres in dem unangreifbaren Lager bei Pirna aufgehalten wurde, hatte der österreichische Feldmarschall Brown ein Heer von 70,000 Mann in Böhmen gesammelt und zog nach Sachsen heran. Friedrich konnte es nicht geschehen lassen, daß seine Armee von den Oesterreichern und Sachsen

in die Mitte genommen wurde; er rückte daher mit einer Heeresabtheilung von 24,000 Mann entschlossen dem überlegenen Feinde entgegen. Es war ein kühnes Wagestück; denn Brown galt als ein tüchtiger, erprobter Feldherr und seine Soldaten waren trefflich geübt. Bei dem Flecken Lowositz an der Elbe trafen die beiden Armeen am 1. October (1756) aufeinander. Dichter Nebel bedeckte zuerst das Schlachtfeld und ließ Friedrich nicht erkennen, daß er die ganze feindliche Macht vor sich habe. Seine Truppen drangen unerschrocken vor und trieben die Feinde theils in die Elbe, theils nach Lowositz zurück; aber immer neue Haufen des zahlreichen österreichischen Heeres wurden ihm entgegengestellt. Nach sechsstündigem Feuern hatten die Preußen kein Pulver und Blei mehr. Schon wollten sie muthlos werden, da rief der Herzog von Bevern ihnen zu: „Bursche, seid guten Muths! Wozu hat man euch denn gelehrt, den Feind mit gefällttem Gewehre anzugreifen?“ Diese Worte wirkten: die Preußen schlossen fest ihre Reihen und rückten mit gefällttem Bajonette unaufhaltsam gegen den Feind vor. Um 2 Uhr Nachmittags war ein vollständiger Sieg erfolgt; freilich war derselbe durch große Verluste vorkauft, Friedrich selbst bekannte, daß er nicht mehr die alten Oesterreicher vorgefunden habe; von seinen Soldaten aber rühmte er: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren, sowohl Reiterei als Fußvolk. Aus diesem Gewaltstreiche sehe ich, was meine Truppen können.“

Uebergabe bei Pirna (16. October 1756). Die sächsischen Truppen in ihrem Lager zu Pirna hörten statt der gehofften Kunde von ihrer Befreiung bald die Freudenschüsse, welche die Preußen ringsum wegen des Sieges bei Lowositz erschallen ließen. Mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hatten sie bis dahin alle Entbehrungen erduldet: schon lange fehlte ihnen der nothdürftigste Unterhalt. König August und sein Minister Brühl freilich lebten auf dem Schlosse Königstein in gewohnter Leppigkeit, während das Heer der Verzweiflung nahe gebracht war. Auf die traurige Botschaft von Brown's Niederlage wollten die Sachsen einen letzten Versuch machen, sich nach Böhmen durchzuschlagen, aber durch schrecklichen Wind und Regen, sowie durch die Wachsamkeit der Preußen wurde das Unternehmen vereitelt; noch drei Tage und drei Nächte hielt sich das erschöpfte Heer fast ohne alle Nahrung bei Sturm und Wetter unter freiem Himmel, erst dann, als jede Hoffnung auf Rettung verschwunden war, ergaben sich die noch übrigen 14,000 Mann als Kriegsgefangene der Gnade des Königs von Preußen, 16. October (1756). Friedrich ehrte auch an den Feinden die bewiesene heldenmüthige Treue: er ritt an der Front der sächsischen Regimenten hinab, begrüßte achtungsvoll die Generale und lud sie zur Tafel. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, daß sie während des Krieges nicht mehr gegen Preußen kämpfen wollten, entlassen, die Soldaten größtentheils in die preussische Armee aufgenommen; doch haben sie dem Könige geringe Treue bewiesen, gingen vielmehr bei der ersten Gelegenheit wieder zum Feinde über.

Der König August, dessen Land nun ganz in Friedrich's Händen war, begab sich nach Polen. Friedrich verkündigte, daß er Sachsen nur als Unterpand während des Krieges behalten wolle; er ließ sich in Dresden den Eid der Treue schwören und brachte den Winter, während dessen die Waffen

ruheten, dort zu. Durch die strenge Zucht seiner Truppen, wie durch seine persönliche Milde und Leutseligkeit erwarb er sich die Zuneigung eines großen Theiles der Bevölkerung.

Prag und Collin (6. Mai und 18. Juni 1757). Friedrich's Angriff auf Sachsen hatte alle seine Gegner auf einmal zur Thätigkeit gerufen, und er durfte sich nicht darüber täuschen, daß ihm für das nächste Jahr (1757) ein weit schwererer Feldzug gegen die feindliche Uebermacht bevorstand. Frankreich rüstete schleunig ein dreifaches Heer, um es über den Rhein gegen Hannover und Brandenburg zu führen; Schweden beschloß, den zuletzt abgetretenen Theil von Vorpommern mit Waffengewalt von Preußen zurückzufordern, und Rußland erneuerte den Bund mit Oesterreich. Auf England konnte Friedrich nicht große Hoffnungen bauen, weil die dortige Regierung durch den Kampf der Parteien geschwächt war und nur auf den Schutz Hannovers dachte. So mußte er denn mit höchstens 200,000 Mann, bis wohin er seine Armee durch die größten Anstrengungen zu bringen hoffte, den ungleichen Kampf gegen eine Vereinigung von Feinden aufnehmen, welche ihm zusammen leicht 500,000 Mann entgegenzustellen vermochten; seine Rettung konnte wiederum nur darin bestehen, daß er sich eilig nach der einen Seite hin warf, um einen Feind wo möglich zu besiegen oder zu schwächen, ehe die anderen herbeikämen, und dann mit demselben Heere diesen entgegenzurücken. Er sammelte daher erst alle Kräfte gegen Oesterreich. Maria Theresia hatte statt des erfahrenen Feldmarschalls Brown wieder den Herzog Karl von Lothringen zum Befehlshaber in Böhmen berufen; das war für Friedrich ein großer Gewinn; denn Karl zögerte mit dem Angriffe, um erst noch mehr Truppen an sich zu ziehen. Friedrich wußte ihm den Glauben beizubringen, daß er selbst nur auf Vertheidigung denke; plötzlich aber brach er in vier Zügen unaufhaltsam über die Gebirge nach Böhmen hinein, und vereinigte am 6. Mai (1757) zur festgesetzten Stunde seine ganze Macht vor Prag. Der Herzog Karl hatte eilig seine Haufen zusammengerafft und feste Stellungen auf den Bergen bei Prag eingenommen. Friedrich wollte ihn sogleich angreifen und wurde darin durch seinen Liebling, den kühnen General von Winterfeldt, bestärkt. Der Feldmarschall Schwerin stellte dem Könige vor, daß die Truppen nach dem nächtlichen Marsche ermüdet seien; da aber Friedrich auf seinem Vorsatze bestand, drückte der 73jährige Feldmarschall nach seiner Gewohnheit den Hut mit entschlossener Gebehrde in die Augen und rief: „Soll und muß denn gerade heut geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe.“ Sofort ging es zum Angriffe; obgleich man sich über den Boden getäuscht und für Saatsfelder angesehen hatte, was sich als grünbewachsener Sumpf erwies, so rückten doch die preussischen Bataillone unter Winterfeldt muthig vor. Ein mörderisches Kartätschenfeuer aber streckte sie reihenweis nieder: alle Angriffe mißlangen und die preussische Schlachtordnung fing zu wanken an. Da entriß der greise Feldmarschall Schwerin einem Hauptmanne die Fahne, rief seinen Kriegern zu, ihm zu folgen und führte sie selbst gegen die Feuerschlünde; aber im nächsten Augenblicke fiel er von vier Kartätschenkugeln durchbohrt und starb den Heldentod. Sein Fall ließ die Seinigen von zorniger Begeisterung entbrennen, aber lange schwankte der Kampf, bis Friedrich selbst die Entscheidung herbeiführte. Er

bemerkte eine Lücke im Mittelpunkte des feindlichen Heeres; da stürzte er sich mit drei Bataillonen hinein, obwohl von beiden Seiten das heftigste Feuer gegen ihn und seine Truppen erfolgte und Viele davon niedergeschmettert wurden. Es gelang ihm die feindliche Schlachtordnung zu sprengen; die Desterreicher wichen bald von allen Seiten nach Prag zurück.

Der Sieg war errungen, aber er war theuer erkauft; denn Friedrich hatte 18,000 Mann verloren und dazu den Feldmarschall Schwerin, der, wie der König sagte, mehr als 10,000 Mann werth war. Sein Tod machte die Vorbeeren des Sieges verwelken. Der König setzte ihm ein Ehrenbentmal. Selbst der Kaiser Joseph weihte ihm später eine große militärische Gedächtnißfeier auf der Stätte seines Ruhmes. Die Fahne, die des Helden Leiche bedeckte, wird in St. Petersburg als Heiligthum aufbewahrt.

Der größte Theil der geschlagenen österreichischen Armee hatte sich hinter die Mauern Prags begeben; Friedrich faßte den kühnen Plan, die gewaltige Stadt durch Belagerung zur Uebergabe zu zwingen, aber die eingeschlossene Armee hielt mit standhafter Ergebung trotz aller ihr auferlegten Entbehrungen die Belagerung aus, und hoffte durch den Feldmarschall Daun, welcher noch mit einer schlagfertigen Armee in der Nähe stand, befreit zu werden. So verging Woche über Woche, und während Daun seine Truppen immer vermehrte, mußte Friedrich fürchten, daß die Franzosen, welche mit einer mächtigen Armee über den Rhein gekommen waren, gleichfalls gegen ihn herbeirücken möchten. Er beschloß deshalb ohne Weiteres auf Daun loszugehen: gelang es ihm, auch diesen zu besiegen, so stand ihm ganz Oesterreich offen und er konnte in Wien den Frieden vorschreiben. Doch sollte er sein Ziel sobald nicht erreichen, es standen ihm erst noch schwere Prüfungen bevor.

Bei Collin griff er am 18. Juni (1757) Daun an. Aber es war an diesem Tage etwas verhängnißvoll Düsteres in seinem Wesen. Er hatte eine treffliche Schlachtordnung vorgeschrieben und Zieten, der den Kampf eröffnete, führte des Königs Befehle mit großem Glücke aus: da auf einmal mitten in der Schlacht ändert Friedrich seine Pläne. Er hört auf keinen Rath, mit harten Worten weist er den Widerspruch seiner Getreuesten zurück. Vergeblich stellt ihm Fürst Moritz von Dessau das Gefährvolle seiner Anordnungen vor; da derselbe dringender zum Könige redet, eilt dieser mit gezogenem Degen auf ihn los und fragt ihn, ob er gehorchen wolle oder nicht. Das Glück wandte sich von dem Augenblicke an: schon hatte der Feldmarschall Daun an den Rückzug gedacht, als ihn plötzlich die veränderte Stellung der Feinde mit neuer Siegeshoffnung erfüllte. Mit erneuertem Muthe bringen die Desterreicher gegen die ermatteten Preußen vor: vergeblich giebt der König selbst das Beispiel des kühnsten Heldenmuthes. Mit 40 Mann bloß geht er gegen eine feindliche Batterie vor; bald ist er nur noch mit seinem Adjutanten allein. „Wollen Ew. Majestät die Batterie allein erobern?“ fragte dieser. Da endlich bleibt der König stehen, betrachtet unerschrocken noch einmal die feindliche Schlachtordnung, geht dann ruhig zurück und giebt den Befehl zum Rückzuge. Feldmarschall Daun, froh des ersten Sieges über die Preußen, begnügt sich mit dem errungenen Vortheile und verfolgt den Feind nicht. Von 32,000 Preußen, welche gegen 66,000 Desterreicher bei Collin gefochten, hatten 14,000 den Tod gefunden.

Die Betrübniß und Betäubung des preußischen Heeres über diese Niederlage war unbeschreiblich; als den Offizieren der bei Prag zurückgebliebenen Armee die traurige Kunde zukam, herrschte unter ihnen lange eine lautlose Stille. Friedrich selbst war tief bewegt. Als man in einem Dorfe Rast machte, um die erschöpften Pferde zu tränken, trat ein alter verwundeter Cavallerist an den König heran und reichte ihm in der Hühlung seines Hutes einen kühlen Trunk mit den Worten: „Trink Ew. Majestät doch und laßt Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herr Gott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben.“ — Bald darauf fanden die Offiziere den König auf einer Brunnenröhre in trüben Gedanken sitzend, den Blick starr auf den Boden geheftet und mit seinem Stocke Figuren in den Sand zeichnend. Niemand wagte ihn anzureden. Plötzlich sprang er auf und gab mit ruhiger Fassung die nöthigen Befehle. Als er den Rest seiner geliebten Garde erblickte, traten ihm die Thränen in die Augen: „Kinder,“ sagte er, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt; — aber habt nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen.“

Er wußte bald die düsteren Bilder aus der Seele zu verdrängen, seine geistige Kraft gewann die Herrschaft wieder, nach der Schlacht bei Collin trat das wahrhaft Heldenmüthige in ihm erst in ganzer Kraft hervor. Zu der Trauer über das schlimme Kriegsgeschick trat noch der Schmerz über den Tod eines Bruders und der geliebten Mutter hinzu, welche Friedrich stets innig verehrt hatte. Sein tiefer Gram ist in den Briefen aus jener Zeit unverkennbar, aber zugleich auch die Seelenkraft, mit welcher er sich über seine traurige Lage erhob. So endigt eines seiner damals verfaßten Gedichte mit den Zeilen:

„Ich aber, vom Orkan bedroht,
Muß trotz dem nahenden Verderben
Als König denken, leben, sterben.“

Die Feinde Friedrich's jauchzten natürlich in kühner Hoffnung auf, als sich die Nachricht von seiner Niederlage verbreitete: von allen Seiten rückten sie jetzt um so muthiger vor, um an der, wie sie wähten, sicheren Beute Theil zu nehmen. Die Russen drangen in Preußen ein, die Schweden schickten sich an, in Pommern zu landen und die Franzosen marschirten mit zwei Armeen unter dem Prinzen Soubise und dem Marschall d'Étrées über Thüringen und Hannover auf das Herz der brandenburgischen Monarchie los. Der Herzog von Cumberland, welcher die englisch-deutschen Hülfsstruppen Friedrich's befehligte, wurde bei Hastenbeck an der Weser (am 26. Juli 1757) geschlagen und schloß eine schimpfliche Convention, nach welcher er Hannover, Hessen und das ganze Land zwischen der Weser und dem Rheine den Franzosen einräumte, welche dort mit der fürchterlichsten Gewaltthätigkeit und mit unerhörten Erpressungen hausten. Je schrecklicher ihre Herrschaft auf den unglücklichen Provinzen lastete, desto mehr verbreitete sich fast in ganz Deutschland die Theilnahme für Friedrich, in welchem man nicht mehr blos den Feind Oesterreichs, sondern zugleich den Vorkämpfer gegen fremde Gewalt erblickte. Auch Preußen wurde von den Russen schwer heimgesucht; eine Armee von 100,000 Mann unter Aprazin bedrückte jene Provinz und besiegte den preußischen General Lehwald bei Groß-Jägerndorf. Zu Friedrich's Glück traten

in Rußland Umstände ein, welche den siegreichen Apraxin hinderten, den Krieg weiter fortzusetzen: das Lehwald'sche Heer konnte sich nun gegen die Schweden wenden, welche schnell wieder aus Pommern zurückgedrängt wurden.

Roßbach und Leuthen (5. November und 5. December 1757).
 Friedrich selbst begab sich nach Thüringen, um zuerst die Gefahr abzuwenden, welche seinem Reiche durch das Vorrücken der Franzosen unter Soubise drohete. Nachdem schon vorher der kühne Reitergeneral Seydlitz den französischen Befehlshaber mit seinen Offizieren durch einen entschlossenen Ueberfall aus Gotha verjagt und nebst vielen Gefangenen das ganze Gepäck der Franzosen weggenommen hatte, kam es bei Roßbach zur entscheidenden Schlacht zwischen Friedrich und den Franzosen, mit welchen die deutschen Reichstruppen vereinigt waren. Des Königs Heer zählte nur 22,000 Mann, das der Feinde über 60,000; auch kannte der Uebermuth der Franzosen beim Anblicke des kleinen Häufleins der Preußen keine Grenze. Als am Tage vor der Schlacht Friedrich durch eine Bewegung des französischen Heeres sich veranlaßt sah, auch seine Stellung zu verändern, jubelte man im feindlichen Lager schon wie über einen Rückzug. Alles, was Soubise an Trommelschlägern und Spielleuten hatte, mußte Siegesmelodien, wie über eine gewonnene Schlacht, anstimmen. Die französischen Offiziere witzelten: es geschehe dem Herrn Marquis von Brandenburg viel Ehre, daß man sich mit ihm erst in einen Krieg einlasse. Schon meinte man, den Preußenkönig mit seinem ganzen Heere gefangen zu nehmen und sandte im voraus Boten nach Paris, dies anzukündigen. Der Morgen des 5. November (1757) brach an: Friedrich weilte ruhig in seinem Lager zu Roßbach und erhielt die Kunde, daß die Feinde sich anschickten, ihn von allen Seiten einzuschließen. Er blieb den ganzen Vormittag, als ahne er Nichts von der drohenden Gefahr, nur in der Stille ließ er Alles zum Aufbruch vorbereiten: es wurde noch die Mittagstafel angerichtet und der König setzte sich mit seinen Generalen ruhig zu Tische. Die Franzosen waren entzückt, daß er so in die Falle gehe. Plötzlich, erst gegen 3 Uhr, giebt er den Befehl zum Ausrücken, in kaum einer halben Stunde ist das ganze Lager abgebrochen. Die erstaunten Franzosen verglichen es selbst mit der Verwandlung einer Theaterdecoration. Friedrich versammelt eilig die Führer seiner kleinen Armee und spricht zu ihnen: „Die Stunde ist gekommen, wo Alles, was uns theuer ist, von unsern Waffen abhängt. Ihr wißt, daß es keine Beschwerde, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtwachen und Gefahren giebt, die ich nicht bis jetzt mit euch getheilt habe, und ihr seht mich bereit, mein Leben mit euch und für euch hinzugeben. Alles, was ich dafür verlange, ist dieselbe Treue und Freundschaft. Setzt benehmt euch wie herz hafte Leute und vertraut auf Gott.“ — „Wir wollen mit Dir sterben!“ war die Antwort der Krieger. Mit dem Rufe: „Vorwärts!“ und indem er seine Tabakspfeife hoch in die Luft schleudert, giebt Seydlitz das Zeichen zum Angriffe und bringt an der Spitze seiner trefflichen Reiterschaaren unwiderstehlich in die Haufen der daherziehenden Feinde ein. Ehe dieselben sich irgendwo zu einer Schlachtlinie sammeln können, werden sie bald hier, bald dort von den stür-

menden Reitern über den Haufen geworfen. Alles wendet sich zur Flucht, in einem tiefen Hohlwege aber fällt eine große Zahl der Feinde den Preußen in die Hände. Friedrich hat unterdeß sein Fußvolk nebst dem Geschütz gegen die feindliche Infanterie vorrücken lassen und auch diese bald in gänzliche Verwirrung gebracht. Jetzt kommt Seydlitz derselben von der andern Seite in den Rücken: auch hier stäubt Alles in wilder Flucht auseinander und Schaaren von Gefangenen fallen den Preußen in die Hände. In kaum zwei Stunden ist der wichtige Kampf entschieden, bei einbrechender Dunkelheit die ganze feindliche Armee auf eiligem Rückzuge begriffen. Ein Schrecken ohne Beispiel war über die hochmüthigen Franzosen gekommen: so prahlerisch sie gewesen, ebenso feig und kleinmüthig zeigten sie sich jetzt. In Sturmeseile ging es zurück an den Rhein und an ein Stillstehen der muthlosen Schaaren war nicht mehr zu denken, bis sie sich jenseits des Rheinstromes vor Friedrich's Verfolgung sicher wußten. Der König aber dachte nicht daran, ihnen nachzueilen; denn er hatte bald wieder auf einer andern Seite zu thun. Er ließ sich an dem schönen Siege genügen, der ihm 7000 Gefangene, 63 Kanonen und 22 Fahnen in die Hände geliefert. Dabei war bei Weitem nicht einmal seine ganze Armee zum Schlagen gekommen: nur sieben Bataillone der Infanterie hatten am Kampfe Theil genommen, zehn Bataillone hatten keinen Schuß gethan. Friedrich sagte seiner ganzen Armee am folgenden Tage feierlich Dank für ihre herrliche Kriegsthat; der ritterliche Seydlitz, dessen stürmischem Vordringen vor Allem der Sieg zu danken war, sah sich vom Könige durch die höchste Auszeichnung, den schwarzen Adlerorden, geehrt und wurde sofort zum Generalleutenant gemacht.

Jetzt war in der preußischen Armee die Erinnerung von Collin wieder verwischt: der Tag von Roßbach war der herrlichste Ehrentag, den das königliche Preußen noch gehabt, ja es war ein Ehrentag für ganz Deutschland, und so wurde es auch in allen deutschen Gauen mit Ausnahme Oesterreichs aufgefaßt. Es war noch nicht lange her, daß der Ruhm der französischen Heere ganz Europa in Staunen und in Furcht gesetzt hatte, und Deutschland besonders hatte unter dem Uebermuth der siegreichen Franzosen schwer geduldet. Jetzt hatte der Fürst eines verhältnißmäßig kleinen Staates, der geringschätzig sogenannte Marquis von Brandenburg, obwohl er von Oesterreich und dessen anderen Bundesgenossen ringsum hart bedrängt war, doch die alten Erbfeinde des deutschen Reiches ruhmvoll aufs Haupt und in die Flucht geschlagen. Alle acht deutschen Herzen jubelten auf, das deutsche Nationalgefühl begann sich hoffnungsvoll zu regen, und immer lebhafter wurden die Sympathien für den großen deutschen Helden. Das Volk sang überall:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen;
So läßt die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.“

Selbst in Frankreich, wo das Volk gegen die damalige schlechte Regierung erbittert war, wurde Friedrich's Heldenruhm laut anerkannt: besonders aber herrschte in England wahre Begeisterung für den großen Preußenkönig, mit welchem sich die englische Regierung nun wieder um so fester verband. Sie erbat sich von Friedrich einen Anführer für die englisch-deutschen Hilfstrup-

pen; er empfahl den Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher bald neue Vortheile über die Franzosen errang.

Sowie sich Friedrich von dem einen Feinde befreit sah, eilte er nach Schlesien, wo der Herzog Karl von Lothringen inzwischen mit seiner überlegenen Macht große Fortschritte gemacht hatte: die wichtige Festung Schweidnitz war in die Hände der Oesterreicher gefallen, der Herzog von Bavern geschlagen worden und selbst die Hauptstadt Breslau hatte sich dem Feinde ergeben. Schlesien schien verloren, wenn die Oesterreicher den Winter über dort bleiben konnten. Da eilte Friedrich mit 14,000 Mann aus Sachsen herbei, vereinigte diese mit den 16,000 Mann, welche von dem geschlagenen Heere des Herzogs von Bavern übrig waren, fest entschlossen, die Feinde anzugreifen, wo er sie nur fände, „und wäre es,“ wie er sagte, „hoch auf dem Zobtenberge“. Bei Leuthen, zwischen Breslau und Neumarkt, stieß er auf den Feind. Der Herzog Karl, an der Spitze von 80 bis 90,000 Mann, sah mit Geringschätzung auf die kaum 30,000 Mann zählende preussische Armee, die er spöttlich „die Berliner Wachtparade“ nannte. Friedrich aber berief seine Generale und Offiziere zusammen, schilderte in begeisterter Rede die Größe der Gefahr, in welcher das Vaterland schwebte und bei welcher er nur von ihrem Muth, ihrer Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe die Rettung erwarten könne. „Ich werde gegen alle Regeln der Kunst,“ fügte er dann hinzu, „die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihrer Stellung: alles dies, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß in der Armee bekannt, bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden. Im Uebrigen, wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber der Eine oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden!“ Aus Aller Augen leuchtete ihm auf diese Anrede nur tiefe Rührung und feuriger Kriegsmuth entgegen, und so fuhr er fort: „Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde, — ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie den Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben.“ Einen Augenblick hielt er inne, dann fügte er mit ernstem Ausdruck hinzu: „Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht abfügen und mache es zu einem Garnisonregimente! Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden! Nun leben Sie wohl, meine Herren,

in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.“

Die Begeisterung, welche Friedrich durch diese Rede den Offizieren eingebläst, ging bald auf die gesammte Armee über: im ganzen Lager ertönte lauter Jubel. Die alten Krieger reichten sich wechselseitig die Hände und beschworen ihre jungen Kameraden, dem Feinde muthig unter die Augen zu treten. Frohe Siegesbegeisterung durchdrang alle Herzen.

Am Morgen des 5. December (1757) zog Friedrich an der Spitze der „Berliner Wachtparade“ dem übermüthigen Feinde entgegen. Ehe er die Schlacht begann, rief er einen Offizier mit 50 Husaren zu sich und sagte zu demselben: „Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr aussetzen müssen, wie sonst. Er mit Seinen 50 Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen.“

Seine Colonnen rückten unter dem Gesange frommer Lieder mit Begleitung der Feldmusik dem Feinde entgegen. Ein Commandeur wollte ihnen Schweigen gebieten; Friedrich aber sagte: „Nein, laß Er das: mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen.“ Die feindliche Schlachtlinie war fast eine ganze Meile lang; Friedrich konnte nur siegen, wenn er es verstand, seine geringere Truppenzahl durch schnelle und kräftige Verwendung gleichsam zu verdoppeln. Er täuschte den Feind, indem er einen versteckten Angriff auf dessen rechten Flügel machen ließ, während er den Hauptangriff gleich darauf auf den linken Flügel richtete. Dieser wurde durch den heftigen Stoß der preussischen Infanterie über den Haufen geworfen, und bald gerieth darüber das ganze österreichische Heer in Unordnung. Nach drei Stunden war die verhängnißvolle Schlacht entschieden: in wilder Flucht eilte die feindliche Armee davon; ganze Haufen, zusammen wohl 20,000 an der Zahl, ergaben sich als Gefangene.

Es war einer der glorreichsten Siege, von welchem die Weltgeschichte erzählt: ein Sieg des überlegenen Scharffsinns und der begeisterten Hingebung über die scheinbar furchtbarste Uebermacht. Noch auf dem Schlachtfelde belohnte der König seinen thätigsten Helfer in der Schlacht, den Prinzen Moritz von Dessau, indem er ihn zum Feldmarschall erhob. „Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall,“ sagte er zum Prinzen. Dieser, noch halb beschäftigt, achtete nicht auf den letzten Theil der Anrede. Friedrich aber wiederholte mit erhobener Stimme: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratulire, Herr Feldmarschall?“ Erst jetzt verstand der tapfere Prinz, daß ihm der König sein Avancement anzeigen wollte, und bedankte sich.

Ein alter General stattete dem Könige seine Glückwünsche über den errungenen Sieg ab. „Das,“ erwiderte der König, „hat ein Höherer gethan.“ — „Ja,“ sagte der General, „und Ew. Majestät vortreffliche Dispositionen.“ — „Ach, was will Er mit Seinen Dispositionen, — na — es kommt wohl Eins zum Andern.“

Auch die brave Armee übertrug die Ehre und den Dank des Sieges auf den Höchsten; am Abend stimmte ein alter Grenadier inmitten des Schlacht-

feldes das Lied an: „Nun danket alle Gott,“ und sogleich fiel die ganze Armee mit Begleitung der ganzen Feldmusik in den schönen Lobgesang ein. Wie aus einem Munde erscholl es:

„Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden.“

Ein erhebender Augenblick, bei dunkeler Nacht, unter Tausenden von Leichen!

Das ganze preussische Volk nahm bald an der schönen Siegesfreude Theil und stimmte begeistert gleichen Lobgesang an. Zugleich sang man:

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann,
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann.“

Noch an dem Abend der Schlacht gerieth der König in große Gefahr, aus welcher ihn nur seine Geistesgegenwart rettete. Mit geringer Begleitung eilte er vom Schlachtfelde auf Lissa zu, um dort die Brücke über das Schweidnitzer Wasser, welche den Weg nach Breslau eröffnete, zu besetzen. In Lissa wird er durch feindliche Schüsse begrüßt, auf welche die Seinigen gleichfalls mit Schüssen antworteten. Friedrich sagt gelassen zu seiner Umgebung: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid,“ und reitet mit seinen Adjutanten über eine Zugbrücke in den Hof des herrschaftlichen Schlosses. Kaum ist er da angekommen, so tritt ihm eine Menge von höheren und niederen österreichischen Offizieren entgegen, die eben ihre Mahlzeit verzehrt hatten und in Folge des Schießens eilig mit Lichtern die Treppe herunterstürzen, um ihre Pferde zu suchen. Friedrich konnte von ihnen ohne Weiteres gefangen genommen werden, denn seine Begleitung war zu schwach, um ihn gegen die Ueberzahl zu schützen. Aber schnell gefaßt steigt er vom Pferde und ruft ihnen zuversichtlich lächelnd zu: „Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht vermuthet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Die Offiziere, durch diesen sicheren Ton irre gemacht, glauben, er habe eine größere Truppenmasse mit sich, ergreifen dienstfertig und demüthig die Lichter und leuchten dem Könige hinauf in eines der Zimmer. Friedrich läßt sich dieselben einzeln vorstellen und unterhält sich mit ihnen so lange, bis sich immer mehr von seinen Leuten eingefunden haben, welche auf den Lärm der Schüsse eiligst nach Lissa nachgerückt waren. Nun wurde Alles, was sich von Feinden da fand, gefangen genommen.

Friedrich eilte sodann vor Breslau; nach kurzer Belagerung bemächtigte er sich der Stadt, und am Ende des Jahres war ganz Schlesien bis auf die Festung Schweidnitz wieder in seinen Händen. Die Oesterreicher hatten sich wieder nach Böhmen zurückgezogen.

Zorndorf (25. August 1758). Friedrich hatte gehofft, daß die Kaiserin Maria Theresia nach seinen letzten großen Erfolgen geneigt sein würde, dem langen Blutvergießen ein Ende zu machen. In der That schien man in Wien jetzt etwas freundlicher gestimmt, und der Minister Kaunitz hielt es für seine Pflicht, den König vor einer gegen sein Leben geschmiedeten Verschwörung zu warnen. Friedrich suchte diese günstige Stimmung so gut als

möglich zu benutzen, um seinen Staaten und ganz Deutschland die Segnungen des Friedens wieder zu verschaffen. In einem Schreiben an die Kaiserin setzte er die ganze damalige Lage und die von ihm errungenen Vortheile auseinander und fügte hinzu, er werde im Stande sein, wieder in Böhmen und Mähren einzurücken. „Ueberlegen Sie dies, meine theure Cousine,“ fuhr er fort; „lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen! Sie werden sehen, daß Sie Ihre Lande ins Verderben stürzen, daß Sie an der Vergießung so vieles Blutes Schuld sind, und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, sowie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen die ganze Welt hätte zittern machen. Ich schreibe dieses aus dem Innersten meines Herzens, und ich wünsche, daß es den Eindruck machen möge, den ich verlange. Wollen Sie aber die Sache auf das Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was mir nur meine Kräfte verstaten.“ Diese dringenden Vorstellungen verfehlten aber dennoch den gewünschten Eindruck auf die Kaiserin, weil dieser von ihren Untergebenen die Wahrheit über die Leuthener Schlacht gar nicht gesagt worden war: sie wußte nicht, wie bedeutend Friedrich's Sieg gewesen, und da der französische Hof eben damals neue große Zurüstungen gegen Preußen getroffen hatte und zur Fortsetzung des Krieges dringend ermahnte, so wurden des Königs Friedensanträge wiederum übermüthig abgelehnt.

So wurde Friedrich wider Willen genöthigt, neue Lorbeeren zu sammeln: er wandte den Winter dazu an, die großen Lücken, die in seinem Heere entstanden waren, wieder auszufüllen. Zugleich schloß er mit England ein neues noch engeres Bündniß; dort war der berühmte William Pitt an die Spitze des Ministeriums getreten, derselbe war ebenso wie das ganze englische Volk von der größten Verehrung für Friedrich, den man auch dort schon den Großen und den Unüberwindlichen nannte, erfüllt und sicherte dem Könige außer einer Verstärkung der hannöverschen Armee eine jährliche Geldunterstützung (Subsidien) von 670,000 Pfund Sterling (gegen 5 Millionen Thaler) zu.

Solcher Hilfe war aber der König auch dringend bedürftig; denn außer den Franzosen und Oesterreichern nebst der Reichsarmee rückten im Frühjahr (1758) die Russen mit bedeutender Heeresmacht wieder ins Feld. Unter dem Feldmarschall Fermor war das russische Heer bereits im Januar von Memel aufgebrochen und in Königsberg unter großen Feierlichkeiten eingezogen. Ganz Ostpreußen mußte der russischen Kaiserin huldigen und russische Verwaltungsbehörden traten an die Stelle der preussischen. Unter allen Schrecken eines Raubzuges rückte sodann das Heer nach der Neumark vor. Friedrich mußte wieder, ebenso wie im vorigen Jahre, versuchen, schnell und unerwartet den einen Feind zu besiegen, um sich dann mit ganzer Kraft zur Bekämpfung des andern wenden zu können. Er beschloß, zuerst auf die Oesterreicher loszugehen. In aller Eile rückte er in die österreichischen Staaten ein, aber nicht, wie der Feldmarschall Daun erwartet hatte, nach Böhmen, sondern zu dessen großer Ueberraschung nach Mähren. Er wollte die Festung Olmütz in gefährlicher Nähe von Wien erobern; aber dieselbe wurde auf das Tapferste vertheidigt. Die Einwohner des Landes in ihrer Treue gegen die Kaiserin erschwerten den preussischen Truppen überdies auf alle Weise den

Aufenthalt, und da es Daun gelang, dem Könige eine Zufuhr von 3000 Wagen, die er aus Schlesien erwartete, abzuschneiden, so hielt es Friedrich für gerathen, die Belagerung aufzugeben. Daun aber hatte ihm unterdeß den Rückzug nach Schlesien durch Besetzung aller Pässe versperret, und es schien, als wäre der König in die hoffnungsloseste Lage gekommen. Durch Kühnheit und List wußte er sich jedoch wieder zu retten. Er bestärkte Daun in dem Glauben, daß er es versuchen würde, sich nach Schlesien durchzuschlagen, ein Feldjäger wurde mit einer Depesche, die einen solchen Plan ankündigte, an den Commandanten von Neisse geschickt, mußte es aber so anstellen, daß er den Feinden in die Hände fiel. Diese glaubten nun ihrer Sache gewiß zu sein, und wendeten ihre ganze Thätigkeit darauf, den Preußen den Uebergang nach Schlesien unmöglich zu machen. Unterdeß aber war Friedrich unbemerkt und ohne einen Wagen zu verlieren, nach Böhmen hinübergewandert und bezog ein Lager zu Königgrätz (Juli 1758). Dort erreichte ihn die Kunde von den Fortschritten der Russen, welche Anfangs August die Grenzen der Neumark überschritten hatten und das Innere seiner Länder bedrohten. Auf ihrem Wege wütheten sie mit Brand, Raub, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten aller Art und machten die blühendsten Fluren zu Wüsten. Die Einwohner des Landes mußten ihnen alle Habseligkeiten preisgeben und flohen bei ihrem Herannahen in die Wälder. Die Festung Küstrin hatte ein fürchterliches Bombardement zu bestehen, der größte Theil der Stadt sank in Asche, die Besatzung aber hielt sich tapfer und war bereit, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Sowie Friedrich diese Nachrichten erhielt, beschloß er, den Russen entgegen zu eilen, um sie zu besiegen, ehe sie sich mit den Oesterreichern etwa verbinden könnten. Schleunigst marschirte er nach der Neumark. Der Anblick Küstrins und der ringsum verwüsteten Fluren erfüllte ihn mit tiefer Trauer, doch wußte er den unglücklichen Bewohnern durch freundliche Trostsworte bald neuen Muth einzusößen. „Kinder,“ sagte er zu ihnen, „ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen! Habt nur Geduld, ich will euch Alles wieder aufbauen.“ Er brannte vor Begier, den Russen die verübten Greuelthaten zu vergelten, und beschloß, ihnen gleich entgegen zu ziehen. Vor dem Aufbruche ritt er noch einmal die Reihen entlang, begrüßte freundlich seine braven Truppen und fragte: Wollt ihr mit, Kinder? Alles antwortete mit einem jubelnden Ja! und so ging es vorwärts mit 32,000 Mann, welche am 25. August (1758) bei Zornsdorf auf das 52,000 Mann zählende russische Heer trafen. Es war eine der fürchterlichsten, blutigsten Schlachten, welche die Kriegsgeschichte kennt. So tapfer die Preußen anrückten, so kühn und ungestüm besonders Seydlitz mit seinen Reiterchaaren auch hier wieder gegen die feindlichen Reihen anstürmte, so standen doch die Russen fest wie ein Wall: sowie die vorderen Reihen niedergeschmettert waren, traten immer neue an ihre Stelle, welche mit dem Muth der Verzweiflung jeden Fußbreit des Schlachtfeldes vertheidigten. Erst nach langem Kampfe gelang es, Verwirrung in die bis dahin festgeschlossenen Reihen zu bringen, und nun fuhr Seydlitz mit furchtbarer Gewalt von allen Seiten auf die russische Reiterei los, drängte dieselbe auf das russische Fußvolk und brachte auch dieses

endlich zum Wanken. Aber bis zum späten Abende währte der verzweifelte Kampf, der in ein wahres Gemetzel ausartete. Zuletzt hatten die Preußen den Sieg errungen, doch mit dem Opfer von 11,000 Todten, während von den Russen 19,000 das Schlachtfeld bedeckten. „Der Himmel hat Ew. Majestät heute wieder einen schönen Sieg gegeben!“ so redete der englische Gesandte den König noch auf dem Schlachtfelde an; Friedrich aber zeigte auf Seydlitz hin und sagte: „Ohne diesen würde es schlecht mit uns aussehn.“ Seydlitz lehnte das Lob von sich ab und meinte, die ganze Reiterei habe daselbe verdient.

Die russische Armee zog sich erst bis nach Landsberg, dann über die Weichsel zurück.

Der Ueberfall bei Hochkirch (14. October 1758). Friedrich war nun von der drohendsten Gefahr befreit: die Verbindung der Russen mit Daun war nicht mehr zu fürchten. Des Königs Bruder Heinrich aber wurde unterdeß in Sachsen von den Oesterreichern hart bedrängt; ihm mußte er sofort zu Hülfe eilen. Als er in Sachsen eingerückt war, bezog Daun ein festes Lager in der Lausitz, um ihn von Schlessien abzuschneiden. Friedrich erkannte diese Absicht und eilte, die Straße nach Schlessien zu gewinnen. Er rückte dabei dicht an Daun's Heer heran und wollte bei Hochkirch in der Nähe von Bauzen ein offenes Lager beziehen. Die besten Generale riethen ihm davon ab, weil er sich so einem Ueberfalle der Feinde, die in einer sehr vortheilhaften Stellung waren, gar zu sehr aussetzte, der König hörte jedoch auf ihre Warnungen nicht, weil er dem gar zu bedächtigen Daun nicht zutraute, daß er zuerst angreifen würde. Der Feldmarschall Keith sagte geradezu: „Wenn uns die Oesterreicher hier nicht angreifen, so verdienen sie gehangen zu werden.“ Friedrich aber in seinem übergroßen Vertrauen antwortete: „Wir müssen hoffen, daß sich die Oesterreicher mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten.“ Falsche Berichte eines Spions bestärkten ihn in seiner Zuversicht, aus welcher er nur allzu schrecklich erwachen sollte. Die österreichische Armee fühlte den Hohn, den ihr der König durch seine herausfordernde Stellung anthat: es wurde ein nächtlicher Ueberfall des preußischen Lagers beschloffen.

Am 14. October (1758) früh, ehe der Tag graute, wurde das preußische Heer durch den Donner des Geschützes geweckt; die Oesterreicher hatten sich während der Nacht still an das Dorf Hochkirch herangeschlichen, und so wie die Thurmuhre fünf schlug, fielen sie über die preußischen Vorposten her, bemächtigten sich der Schanze und des Geschützes am Eingange des Dorfes und schmetterten durch ein furchtbares Feuer alle Preußen nieder, welche sich in dem Dorfe zu sammeln suchten. Das Blutbad war entsetzlich, weil die Krieger gerade in der Hauptstraße des Dorfes, die als Sammelplatz bestimmt war, zu Tausenden zusammenströmten. Kroaten und andere österreichische Truppen waren in das Lager hineingeschlichen und feuerten nun auch im Rücken der Preußen. Die Dunkelheit verhinderte noch dazu alle Erkennung, und um Freund oder Feind herauszufinden, tappte man nach den Mützen umher: die Blechkappen der Preußen und die Bärenmützen der Oesterreicher gaben das Erkennungszeichen. Friedrich, der auf einem entfernten Flügel des Lagers ruhte, wurde durch den Kanonendonner geweckt, eilte sich anzukleiden

und rückte mit einigen Regimentern heran, um das Dorf zu retten. Der Feldmarschall Keith eroberte die preussische Batterie am Eingange des Dorfes wieder, bald aber sank er von einer feindlichen Kugel durchbohrt nieder. Ebenso erlag der Prinz Franz von Braunschweig. Nur auf dem Kirchhofe von Hochkirch hielt sich ein Bataillon Preußen mit unbezwinglicher Tapferkeit gegen die Angriffe von sieben österreichischen Regimentern, bis sie, von der Uebermacht überwältigt, fast alle sterbend oder verwundet den Boden bedeckten. Seydlitz und Zieten sammelten auf freiem Felde ihre Reiter-schaaren, aber sie erreichten mit denselben nur kleine Vortheile. Erst als die dichten Nebel gefallen waren, die den König auch nach dem Anbruche des Tages verhindert hatten, die Stellung der Feinde und der Seinigen deutlich zu erkennen, sammelte er mit bewunderungswürdiger Ordnung seine Truppen und gab den Befehl zum Rückzuge, welchen Daun nicht störte. Friedrich hatte an dem Unglückstage viele seiner besten Feldherren und über 5000 Mann Truppen verloren; er hatte überdies das Lager eingebüßt, und es fehlte nun seinen Truppen jede Schutzwehr gegen das Ungemach der späten herbstlichen Zeit. Aber je größer das Unglück, desto bewunderungswürdiger zeigte sich Friedrich's gewaltiger Geist. Wie tief er im Innern bewegt war, erfahren wir aus den Erzählungen seiner nächsten Vertrauten: es war wohl das einzige Mal, daß er in geistlicher Beschäftigung Trost suchte, er las Predigten des berühmten französischen Kanzelredners Bourdaloue und machte selbst den Versuch, eine Predigt zu schreiben. Wie nach dem Unglückstage von Collin der schwere Verlust der geliebten Mutter hinzukam, um sein Herz mit Kummer zu erfüllen, so erhielt er jetzt die Nachricht, daß in derselben Stunde, wo er die Niederlage bei Hochkirch erlitten, seine treue Schwester, die Leidensgefährtin seiner Jugend, die Markgräfin von Baireuth gestorben war. Diese Kunde beugte ihn tief darnieder, aber im Hinblick auf die Gefahren des Vaterlandes mußte er seinen Schmerz bezwingen: er durfte jetzt nicht Mensch, nur König sein, und in der That erfüllte er seine königlichen Pflichten mit der merkwürdigsten Geistesstärke. Während Daun die günstige Zeit zum Angriffe versäumte, sprach er mit Zuversicht die kühnen und für seine niedergeschlagene Armee ermunternden Worte: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen, das Spiel ist nicht verloren; wir werden uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schlesien gehen und Neiße befreien.“ Wirklich gelang es ihm, den Gegner durch geschickte Märsche und Wendungen zu täuschen; plötzlich erschien er in Schlesien und zwang die Oesterreicher, die Belagerung von Neiße aufzugeben. Nachdem auch ein Versuch des Feldmarschalls Daun, sich Dresdens zu bemächtigen, mißlungen war, kehrte derselbe in die Winterquartiere nach Böhmen zurück, und so hatte Friedrich am Schlusse des Feldzuges von 1758 die Folgen des Ueberfalles von Hochkirch fast in die eines Sieges verwandelt. Unterdeß hatte der tapfere Prinz Ferdinand von Braunschweig auch die westphälischen Länder ruhmvoll gegen die Franzosen behauptet und dieselben genöthigt, ihre Winterquartiere jenseits des Rheines zu nehmen.

Kunersdorf (12. August 1759). Aber das schwerste Jahr stand Friedrich noch bevor: während des Feldzuges von 1759 sollten ihn die härtesten Schläge des Schicksals treffen. Wenn es von ihm abgehangen hätte,

so würde er die Waffen gern aus der Hand gelegt haben; er sehnte sich nach Frieden und klagte gegen seine Freunde über die traurige Nothwendigkeit, die ihm die Fortsetzung des Krieges auferlegte. Er schrieb über seine Stimmung an den Marquis d'Argens: „In der Ferne mag meine Lage einen gewissen Glanz von sich werfen; kämen Sie näher, so würden Sie nichts als einen schweren undurchdringlichen Dunst finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sansfouci in der Welt giebt; der Ort sei, wie er wolle, für mich ist dieser Name nicht mehr schicklich. Mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig, verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor, aber das sind Funken, die bald verlöschen, es sind Blitze, die aus dunkeln Wolken hervorbrechen. Sähen Sie mich, Sie würden keine Spur von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, dessen Haare grau geworden, ohne frohen Sinn, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit. Das sind die Wirkungen nicht sowohl der Jahre, als der Sorgen.“ So gern er jedoch dem Kriege ein Ende gemacht hätte, so wenig waren seine Feinde dazu geneigt: sie hofften, ihn doch endlich durch ihre Uebermacht zu erdrücken und machten verdoppelte Anstrengungen, um ihre Heere durch neue Mannschaften zu vermehren. Friedrich hatte in seiner Armee, die bald gegen die Oesterreicher, bald gegen die Russen, Franzosen, Schweden gekämpft hatte, nur noch wenige von den alten Kerntrouppen, die große Zahl der Gebliebenen mußte er durch neugeworbene junge Leute ersetzen, welche zwar mit Begeisterung unter die Fahnen des großen Königs traten, aber bei Weitem die gute Uebung der Soldaten nicht hatten, mit welchen er in die ersten Feldzüge gegangen war. Dies steigerte die Hoffnung seiner Feinde, und Maria Theresia wußte die russische Kaiserin zu bewegen, daß sie ein neues bedeutendes Heer unter dem tapfern General Soltikow nach Preußen schickte, während in Frankreich der neue Minister, Herzog von Choiseul, Alles aufbot, um einen, wie er hoffte, entscheidenden Schlag gegen Preußen zu führen. Zwei große Heere rückten unter den Marschällen von Broglio und von Contades von verschiedenen Seiten gegen Ferdinand von Braunschweig herbei: ein Angriff, welchen dieser bei Bergen auf Broglio wagte, mißlang, und die Franzosen hatten zuerst so große Erfolge, daß man in Paris schon frohlockend triumphirte. Aber es war zu früh, denn am **1. August (1759)** zwang Ferdinand die Gegner bei Minden zu einer Schlacht, in welcher es seiner trefflichen Führung und der ausgezeichneten Bravour seines Fußvolkes gelang, einen wichtigen Sieg zu erringen, so daß die Franzosen sich wieder über den Rhein zurückziehen mußten.

Nicht so glücklich aber war der König selbst, welcher im Osten den schweren Kampf gegen Oesterreicher und Russen zu bestehen hatte. Soltikow rückte mit 45,000 Mann gegen die Oder heran, der österreichische General Laudon wollte sich an der Spitze von 25,000 Mann mit ihm vereinigen. Dies zu verhindern, schickte Friedrich den General Wedell gegen die Russen, doch wurde derselbe von der Ueberzahl geschlagen, und die Vereinigung der Feinde erfolgte. Da zieht Friedrich gegen dieselben: er läßt den Prinzen Heinrich gegen das Daun'sche Heer zurück und macht sich auf den Weg nach Frankfurt an der Oder. Bei Kunersdorf, jenseits der Oder, trifft er am **12. August (1759)** auf den Feind: er hat den 70,000 Mann der Russen und Oester-

reicher nur 43,000 entgegenzustellen, dennoch will er versuchen, sie nicht nur aus dem Felde zu schlagen, sondern sie wo möglich zu vernichten, um dem Kampfe mit einem Schlage ein Ende zu machen. In sechsstündigem heißem Kampfe gelingt es seiner ausgezeichneten Führung und den unerhörten Anstrengungen seiner braven Truppen, die größten Vortheile zu erringen. Der ganze linke Flügel der feindlichen Armee ist bereits in die Flucht geschlagen, 70 Kanonen erbeutet, der Sieg so gut wie entschieden und schon eilen Couriere nach Berlin, denselben zu verkündigen. Der Tag neigte sich und die Feldherren rathen dem Könige, seiner ermatteten Krieger zu schonen und den Kampf abzubrechen, da die Feinde doch die Nacht benutzen würden, um sich zurückzuziehen. Aber Friedrich will das Werk nicht halb gethan haben: der Feind soll mit einem Male niedergeschmettert werden, und so greift er von Neuem den noch unerschütterten rechten Flügel der Gegner an. Seine ermüdeten Schaaren aber sind der gewaltigen Aufgabe nicht mehr gewachsen: sie vermögen nicht mehr die Höhen zu erstürmen, von denen zahlreiche Feuerschünde Tod und Verderben in ihre Reihen schleudern. Alle ihre Angriffe werden zurückgeschlagen und allmählig bringt die wachsende Erschlaffung Unordnung und Verwirrung, zuletzt allgemeine Flucht hervor. Friedrich, welcher sein Heer noch niemals in einem so traurigen Zustande gesehen, versinkt selbst in starre Verzweiflung: er weilt mitten unter Todten, Verwundeten, Fliehenden, zwei Pferde sind ihm unter dem Leibe erschossen, eine Kugel dringt in sein Kleid und würde ihn durchbohrt haben, wenn nicht ein goldenes Etui in der Westentasche sie aufgehalten hätte. Seine Generale bitten ihn flehentlich, den gefährlichen Ort zu verlassen, aber er antwortet: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß so gut, wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun.“ Doch war hier nichts mehr zu retten, rings umher flohen die Preußen in wilder Unordnung. Bei diesem Anblicke schien der König den Tod zu suchen: mitten in dem Getümmel hörte man ihn rufen: „Sieht es denn heut keine verwünschte Kugel für mich?“ Ein Trupp preussischer Husaren war unter den Letzten auf dem Schlachtfelde; als sie eben vor einem Schwarme Kosacken sich zurückziehen wollen, ruft einer der Husaren dem Führer zu: „Herr Rittmeister, da steht der König.“ In der That erblickt der Offizier den König ganz allein, nur in Begleitung eines Pagen, der sein Pferd hält, auf einem Sandhügel stehend: er hat den Degen vor sich in die Erde gestoßen und blickt in lautloser Verzweiflung dem hereinbrechenden Verderben entgegen. Nur mit Mühe ließ er sich überreden, das Pferd wieder zu besteigen und sich mit den Husaren zu retten.

Der König übernachtete in der fürchterlichsten Stimmung in einer verödeten Bauernhütte auf einem erbärmlichen Strohlager; den andern Tag bezog er das Schloß Reitwein bei Küstrin. Er war überzeugt, daß, wenn die Russen ihren Sieg verfolgen wollten, Alles für ihn vorüber sei; zugleich schien es bei ihm beschlossen, die Schmach und Erniedrigung seines Reiches nicht zu überleben. Er traf sofort alle Verfügungen für die Regierung. Prinz Heinrich sollte Generalissimus der Armee werden, und diese dem Neffen, Friedrich Wilhelm, dem funfzehnjährigen Thronfolger, Treue schwören. Der Hof und die Archive sollten aus Berlin geflüchtet werden, wohin er die Feinde schon im Anmarsche glaubte. „Das ist ein grausames Unglück,“ schrieb er

an den Minister von Finkenstein, „ich werde es nicht überleben; die Folgen werden schlimmer, als die Bataille selber sein. Ich habe keine Hülfquellen mehr und wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte Alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben.“

Wirklich stand den Siegern der Weg nach Berlin offen, obwohl auch sie bedeutende Verluste zu beklagen hatten. Es waren mehr als 16,000 Russen geblieben, und Soltikow schrieb an seine Kaiserin: „Der König von Preußen pflegt seine Niederlagen theuer zu verkaufen; noch einen solchen Sieg und ich werde die Nachricht davon mit einem Stabe in der Hand allein zu überbringen haben.“ Von des Königs Heer waren aber zuerst noch 5000 Mann und nach einiger Zeit, als alle Flüchtlinge gesammelt waren, 18,000 Mann zusammen: damit konnten die Russen am Vordringen nicht gehindert werden. Dies Mal kamen dem Könige jedoch die Schwächen und Fehler der Feinde zu Hülf, welche den gewonnenen Sieg nicht benutzten. Am Abende nach der Schlacht versammelten sich die russischen Generale in einem Bauernhause und ließen es sich bei erfrischenden Getränken so gut gefallen, daß sie die erste Verfolgung der geschlagenen Preußen versäumten. Bald kam Zwiespalt zwischen Soltikow und Daun hinzu, um ihre Thätigkeit zu lähmen. Die Russen beklagten sich, daß man sie allein wolle Alles thun lassen, und als Daun den russischen Feldherrn zum Vorrücken aufforderte, antwortete derselbe: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte, um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin Alles thue.“ Diese Eifersucht unter den Feinden und den dadurch gewonnenen Aufschub benutzte Friedrich, um sein Heer wieder in der Eile zu sammeln, zu vermehren und zu ordnen. Unterdeß hatte sein Bruder Heinrich, von dem der König selbst sagte, er sei der Einzige gewesen, der im ganzen Kriege keine Fehler gemacht, durch treffliche Wendungen und Märsche, ohne eine Schlacht zu liefern, den Feldmarschall Daun gezwungen, sich in die böhmischen Berge zurückzuziehen. Aber in Folge eines gleich nach der Schlacht bei Künersdorf ertheilten Befehles übergab der preussische General Schmettau Dresden an die Feinde, und nachdem der General Zink, den Friedrich in den Rücken der Daun'schen Armee geschickt hatte, sich mit 11,000 Mann den ihn umringenden Feinden hatte ergeben müssen, konnte Daun triumphirend in Dresden einziehen. Dennoch behauptete sich Friedrich in einem großen Theile Sachsens, wo er auch die Winterquartiere nahm.

Liegnitz und Sorgau (15. August und 3. November 1760.) Mit jedem neuen Kriegsjahre wurde Friedrich's Lage immer schwieriger. Obwohl der Umfang seines Reiches nur im Osten bedeutend geschmälert war, so verfiengen doch die Hülfquellen seiner Macht immer mehr. Während die Heere der Feinde auch nach verlorenen Schlachten schnell wieder anwuchsen, schmolz seine Armee allmählig zusammen, und es war keine Aussicht auf eine leichte Vermehrung derselben vorhanden; dazu waren seine Länder durch die Lasten des langwierigen Krieges fast schon überbürdet, und es wurde immer schwerer, den nöthigen Bedarf für die Fortführung des Krieges herbeizuschaffen. Es schien, als sei die Stärke des kühnen Helden gebrochen, und als müsse er der Menge der ihn umringenden Feinde bald erliegen. An den

Angriffskrieg, den er zuerst mit so glücklichem Erfolge geführt, konnte er fürerst nicht mehr denken, nur die Vertheidigung war ihm vergönnt, und nur seinem an Hilfsmitteln unerschöpften Geiste und seinem unerschöpften Muthе konnte es gelingen, sich noch weiter mit Ehren zu behaupten, bis eine glückliche Wendung des Geschickes seine erbittertsten Gegner zum Frieden geneigt machte.

In dem Feldzuge des Jahres 1760 wollte Friedrich selbst Sachsen gegen Daun behaupten, Prinz Heinrich sollte die Mark Brandenburg gegen die Russen, der General Fouqué Schlesien gegen Laudon vertheidigen. Letzterer hatte jedoch eine drei Mal überlegene Macht, und als Fouqué nach des Königs Befehl seine Stellung in den schlesischen Bergen gegen die Uebermacht behaupten wollte, kam es bei Landshut (am 23. Juni 1760) zu einer heißen Schlacht, in welcher die Preußen ungeachtet der größten Tapferkeit geschlagen wurden. Fouqué vertheidigte mit seinen tapferen Streichern, so lange noch einige Kraft in ihnen war, jeden Fußbreit des Schlachtfeldes. Der Feldherr selbst stürzte endlich unter sein verwundetes Pferd und wäre von den feindlichen Reitern, die ihn schon mit Wunden bedeckt hatten, getödtet worden, hätte sich nicht sein Reitknecht über ihn geworfen und die Hiebe der feindlichen Dragoner mit seinem eigenen Leibe aufgefangen. „Wollt ihr denn den commandirenden General umbringen?“ rief der brave Diener, bis ein östereichischer Oberst den Soldaten wehrte. Fast die ganze preußische Heeresabtheilung wurde aufgerieben, Fouqué selbst, einer der liebsten Generale Friedrich's, blieb bis zum Ende des Krieges in Gefangenschaft.

Die Niederlage bei Landshut reizte Friedrich zu neuen außergewöhnlichen Unternehmungen, welche dem Kriege eine entscheidende Wendung geben sollten; er beschloß einen Streich gegen Dresden.

Nachdem er durch einen scheinbaren Aufbruch nach Schlesien Daun nach sich gelockt hatte, kehrte er nach Dresden um und begann die Beschießung der schönen Königsstadt. Obwohl ein Theil derselben in Flammen aufging, wobei die alte Pracht der Residenz auf lange vernichtet wurde, so hielt doch die Besatzung tapfer Stand, in der Hoffnung, durch Daun entsetzt zu werden. Nach fruchtloser Anstrengung gab denn Friedrich die Belagerung auf und zog nach Schlesien. Dort vereinigte sich Daun mit Laudon, und in der Gegend von Liegnitz rückten ihre 95,000 Mann dem Heere des Königs, welches nur 30,000 Mann betrug, entgegen, um ihm den Weg nach Breslau und Schweidnitz, wo seine Vorräthe waren, zu verlegen. Der König sollte nun von allen Seiten angegriffen und vernichtet werden; der 15. August war zu dem entscheidenden Schlage bestimmt. Die Feinde standen ihm so nahe, wie bei Hochkirch, und er mußte wieder einen plötzlichen Ueberfall fürchten. Aber List und Kühnheit halfen ihm die Anschläge der Gegner zu Schanden machen. Er veränderte heimlich in der Nacht die Stellung seiner Armee, — in dem bisherigen Lager aber mußten Bauern zurückbleiben, um Wachtfeuer zu unterhalten und von Viertelstunde zu Viertelstunde den gewöhnlichen Wachtruf erschallen zu lassen, wodurch die Feinde in dem Glauben erhalten wurden, die Preußen seien noch auf der alten Stelle. Als nun am Morgen Laudon zum Ueberfall vorrückte, war er überrascht, das ganze preußische Heer zum Kampfe gerüstet früher und an einer ganz anderen Stelle, als er erwartet,

vor sich zu finden. Er verzagte nicht, sondern machte mehrere tapfere Angriffe und hoffte, der Kanonendonner werde Daun veranlassen, ihm zu Hülfe zu eilen. Aber der entgegengesetzte Wind ließ den Schall nicht zu diesem gelangen, und nach dreistündigem Gefechte sah sich Laudon von den Preußen aufs Haupt geschlagen. Früh um fünf Uhr war das Glück des Tages bereits entschieden; Laudon zog sich über die Ragbach zurück; Daun, von Zieten nachdrücklich angegriffen, folgte ihm dahin.

Der Sieg bei Liegnitz gab Friedrich's Sache wieder eine günstigere Wendung, aber der Vortheil war wegen der großen Uebermacht der zahlreichen Feinde bei Weitem nicht entscheidend, und der König selbst schrieb darüber an den Marquis d'Argens: „Ehedem würde die Begebenheit vom 15. viel entschieden haben; jetzt ist dieses Treffen nur eine leichte Schramme. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorkommen; dann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für uns vortheilhaft ist. Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, wie in diesem Feldzuge. Glauben Sie gewiß, daß noch eine Art von Wunder erforderlich ist, um alle die Schwierigkeiten zu übersteigen, die ich vorhersehe. Es sind Herkulesarbeiten, die ich endigen soll, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt, und um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, selbst anfängt mir zu fehlen.“ — — Dann fügte er hinzu: „Wenn der Streich, den ich im Sinne habe, mir glückt, dann wird es Zeit sein, sich der Freude zu überlassen. Ich weiß nicht, ob ich diesen Krieg überleben werde; geschieht es, so bin ich fest entschlossen, meine übrigen Tage in der Entfernung von den Unruhen, im Schooße der Philosophie und der Freundschaft zuzubringen.“

Der „Streich“ aber, den der König nach der Liegnitzer Schlacht vorhatte, sollte ihm wieder gelingen. Schlesien war durch jenen Sieg größtentheils gerettet, aber die Russen waren unterdeß auf Berlin marschirt und die Hauptstadt des Landes hatte sich ihnen ergeben müssen. Acht Tage lang schalteten sie dort als Herren und ließen von der Bevölkerung bedeutende Geldsummen aufbringen; da scheuchte sie die Nachricht von Friedrich's Herannahen auf. Der König hatte Schlesien eilig verlassen, um Sachsen und die Mark Brandenburg von den Feinden zu befreien. Er rückte zunächst gegen Daun, der sich in Sachsen mit den Reichstruppen vereinigt hatte: bei Torgau kam es am **3. November 1760** zur Schlacht. Friedrich stand wieder gegen eine große Uebermacht, aber er hörte auf keine ähnliche Abmahnung, indem er das Wagniß für nothwendig hielt und überzeugt war, durch eine Niederlage Daun's dem Kriege auf einmal ein Ende zu machen. Der Kampf war einer der schwersten, den er je zu bestehen gehabt, bereits schien die Schlacht verloren, und Daun hatte schon Siegesnachrichten an seine Kaiserin abgehen lassen, als der alte General Zieten durch sein kühnes Vorgehen die größten Vortheile für die Preußen errang, worauf Daun sich in der Nacht in großer Stille zurückzog. Friedrich war bei Torgau immer mitten im ärgsten Feuer gewesen. Zwei Pferde wurden ihm unterm Leibe getödtet; eine Musketenkugel war durch Mantel, Rock und Weste gerade auf die Brust gedrungen, aber dort so

matt geworden, daß sie ihn nicht weiter beschädigte. Der König war mit den Worten: „Ich bin todt“ umgesunken, schnell aber erholte er sich und ritt wieder ins heißeste Getümmel. Er selbst behauptete, niemals eine stärkere Kanonade als bei Torgau gehört zu haben. „Es war,“ sagte er, „wie ein Pelotonfeuer von Kanonen; sie schossen mir das Wort vom Munde weg.“

Die letzten Kriegsjahre; Friede mit Rußland. Der Torgauer Sieg machte Friedrich wieder zum Herrn fast in ganz Sachsen; seine Lage war um Vieles besser geworden, aber dennoch würde der Ausgang des Krieges kaum ein glücklicher gewesen sein, wenn er denselben bis zum Ende gegen die ganze Ueberzahl seiner bisherigen Feinde zu bestehen gehabt hätte. Friedrich behauptete sich freilich auch im Jahre 1761, in welchem es zu bedeutenderen Kriegereignissen nicht kam, mit großer Ehre gegen die vereinigten russischen und österreichischen Heere. In einem festen Lager zu Bunzelwitz in Schlesien trogte er mit der größten Anstrengung ihren Angriffen. In weitem Bogen umgaben die feindlichen Armeen das Lager, und zu jeder Stunde mußte man des Angriffs gewärtig sein. Besonders war fortwährend nächtlicher Ueberfall zu fürchten, weshalb die Soldaten des Nachts unter dem Gewehre stehen blieben und bei Tage abwechselnd ausruheten. Friedrich selbst theilte alle Anstrengungen mit seinen Leuten; meist brachte er die Nacht mitten unter den Soldaten am Wachtfeuer zu, auf bloßer Erde, oder höchstens auf einem Bunde Stroh. So vergingen mehrere Wochen; schon waren die Soldaten aufs Außerste erschöpft, und Friedrich begann das Schlimmste zu fürchten. Er theilte oft dem alten Zieten seine Besorgniß mit; dieser aber suchte ihm guten Trost zuzusprechen. Der König fragte ihn einst ironisch, ob er sich denn etwa einen neuen Allirten verschafft habe. „Nein,“ antwortete Zieten, „nur den alten da oben, der verläßt uns nicht.“ — „Ach,“ seufzte der König, „der thut kein Wunder mehr.“ — „Deren brauch't's auch nicht,“ erwiderte Zieten, „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken.“

Die tapfere Ausdauer der Preußen und Zwiespalt unter den feindlichen Führern bewirkte endlich, daß Friedrich aus seiner gefährlichen Lage befreit wurde, doch konnte er nicht verhindern, daß Schweidnitz wieder in die Hände des Feindes fiel und daß die Russen durch die Eroberung Kolbergs sich in Pommern festsetzten.

Der König bezog am Ende des Jahres 1761 ein Lager bei Strehlen; dort kam eine seltsame Gesandtschaft zu ihm. Ein Tartarenfürst ließ ihm seine Freundschaft und ein Bündniß anbieten; dieses kam wirklich zu Stande, und der Chan versprach, im nächsten Jahre 16,000 Mann nach Schlesien zu schicken und zugleich die Russen im Rücken anzugreifen. Ebenso wurde ein Bündniß mit dem türkischen Sultan abgeschlossen, welcher bei Belgrad ein drohendes Heer gegen Oesterreich zusammenzog.

Der Aufenthalt in Strehlen brachte dem Könige leider auch die trübe Erfahrung eines verrätherischen Versuches gegen sein Leben. Ein Gutsbesitzer von Warfotsch hatte im Einverständniß mit einem österreichischen Offizier und mit einem katholischen Pfarrer den Plan gefaßt, Friedrich lebend oder todt in die Hände der Feinde zu liefern. Ein Jäger Warfotsch's aber, Na-

mens Kappel, entdeckte den Verrath und gab dem Könige davon Kenntniß. Die Schuldigen wußten sich durch eilige Flucht ihrer Strafe zu entziehen.

Noch immer war Friedrich und sein Reich von allen Seiten zugleich den feindlichen Angriffen ausgesetzt, und seine Hauptstadt selbst konnte jeden Augenblick in die Hände der Feinde fallen. Dazu kam, daß in England nach dem Tode Georg's II. ein Wechsel der Politik zum Nachtheile Preußens eingetreten war: der berühmte Pitt hatte einem Günstlinge Georg's III., dem Lord Bute, Platz machen müssen, welcher beschloß, das Bündniß mit Friedrich aufzuheben und mit Frankreich Friede zu machen.

In seiner bedrängten Lage tröstete den König nur der Hinblick auf den ausdauernden Muth, womit sein ganzes Volk die Gefahren und die Opfer des Krieges ertrug. Das preußische Volk, stolz auf seinen König, bewährte sich als würdig eines solchen Fürsten, und die Zuversicht, welche überall unter Bürgern und Bauern in Bezug auf das endliche Gelingen seines großen Unternehmens herrschte, trug dazu bei, den Fürsten aufzurichten, wenn er mit trüben Blicken in die Zukunft schaute. Besonders aber war es die hingebende Liebe und Treue seines Heeres, die Friedrich's Hoffnung nie zu Schanden werden ließ.

Plötzlich drang in seine Lage auch von außen ein neuer leuchtender Strahl der Hoffnung. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, eine seiner erbittertsten Feindinnen, war am 5. Januar 1762 gestorben. Ihr Neffe und Nachfolger, Peter III., ein begeisterter Verehrer des großen Preußenkönigs, beeilte sich, demselben sofort alle preußischen Gefangenen ohne Lösegeld zurückzuschicken und Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Schon am 5. Mai wurde zu Petersburg ein Friede geschlossen, in welchem der Kaiser alle Eroberungen ohne Entschädigung herausgab; ja es kam sogar ein Bündniß zu Stande, nach welchem der russische General Tschernitschew mit 20,000 Mann zu Friedrich's schlesischem Heere stoßen sollte. Schweden folgte dem Beispiele Rußlands und schloß gleichfalls Frieden mit Preußen.

Welch ein Wechsel in Friedrich's Lage: er konnte nun seine ganze Kraft gegen die Oesterreicher in Schlesien wenden und wollte so eben den Feldmarschall Daun bei Burkersdorf angreifen, als ganz plötzlich die überraschende Kunde eintraf, daß Peter III. ermordet und seine Gemahlin Katharina als Kaiserin ausgerufen sei. Diese war, wie es schien, gegen Friedrich gestimmt, und bereit, sich wieder mit seinen Feinden zu verbinden. Tschernitschew wurde abberufen. So betäubend diese unerwartete Nachricht auch auf Friedrich wirkte, so faßte er sich doch schnell genug, um den russischen Feldherrn durch seine unwiderstehliche Ueberredungskunst dahin zu bringen, daß er den Abberufungsbefehl noch drei Tage geheim hielt und mit seinem Heere nicht eher abzöge, bis die Schlacht gegen Daun geschlagen worden. Der russische General gab seiner Forderung nach. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Sire!“ rief er aus. „Das, was ich Ihnen zu thun verspreche, kostet mir wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe!“

Friedrich wußte die drei Tage, die ihm Tschernitschew bewilligt, vortrefflich zu benutzen, besiegte Daun, welcher einen Theil seiner Armee gegen die mit den Preußen in Schlachtreihe aufmarschirten, wenn auch am Kampfe

nicht Theil nehmenden Russen verwenden mußte; und mit großem Danke konnte der König jetzt den russischen General entlassen.

Das Schlimmste, was Friedrich gefürchtet, ein neues Bündniß Rußlands mit seinen Feinden, trat nicht ein; denn Katharina fand in Peter's Papiere eine Reihe Briefe Friedrich's vor, welche ihr den Argwohn, als sei er ihr Feind gewesen, benahmen. Ihr Haß wurde dadurch ausgelöscht, und obwohl sie das Bündniß mit Friedrich nicht erneuerte, so hielt sie doch den von Peter geschlossenen Frieden aufrecht, so daß der König wenigstens jeder Gefahr von ihrer Seite überhoben war. Um so freier konnte er gegen die Oesterreicher auftreten und verdrängte dieselben noch im Jahre 1762 aus Schlesien.

Der Hubertsburger Frieden (15. Februar 1763). Maria Theresia, welche sich jetzt von ihrem besten Bundesgenossen verlassen sah, mußte endlich die Hoffnung aufgeben, den König, welcher den vielen gegen ihn vereinten Mächten widerstanden hatte, allein zu demüthigen. Dazu kam, daß auch ihr Schatz erschöpft war und daß sich ihr ganzes Land nach Frieden sehnte, endlich noch, daß sich an den Ufern der Donau 100,000 Türken zu einem Angriffe gegen ihre Staaten sammelten. Kein Wunder, daß sie sich jetzt zu aufrichtigen Friedensunterhandlungen bequeme. Sie bat den Kurprinzen von Sachsen, die Vermittelung des Friedens zu übernehmen, und dieser erhielt von Friedrich alsbald die Versicherung, daß er seinerseits gern Alles, was nur mit seiner Würde vereinbar sei, zur Wiederherstellung des Friedens beitragen werde. In der That schickte er alsbald den Geheimen Legationsrath von Herzberg nach dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg, um mit einem österreichischen und sächsischen Gesandten über den Frieden zu unterhandeln. Da es dies Mal allen Theilen voller Ernst war, so wurde schon am 15. Februar 1763 der Friede zu Hubertsburg abgeschlossen. Beide Theile entsagten gegenseitig allen Ansprüchen auf die Staaten und Länder des anderen Theils, alle im siebenjährigen Kriege gemachten Eroberungen wurden zurückgegeben, Friedrich blieb im Besitze von ganz Schlesien und gab dem Kurfürsten von Sachsen sein Land zurück. In einem geheimen Artikel versprach Friedrich, dem Erzherzoge Joseph bei der nächsten Kaiserwahl seine Stimme zu geben.

So war der von Friedrich lang ersehnte Frieden endlich zu Stande gekommen; mit Freude über diesen glücklichen Ausgang, aber doch zugleich mit Wehmuth über die großen Opfer, welche der siebenjährige Kampf erfordert hatte, kehrte der König nach seiner Hauptstadt zurück. Am späten Abend des 30. März 1763 traf er in Berlin ein. Die Bürger hatten ihm einen feierlichen Empfang bereitet: Niemand blieb zu Hause, Alles wimmelte auf den Straßen, und von einer halben Meile außer dem Stadthore bis zum Schloß hatten die Bürger, jeder in seinem besten Feierkleide, schon vom frühen Morgen an ein Spalier gebildet, durch welches Friedrich seinen Einzug halten sollte. Ein großer Theil der Bürgerschaft versah sich am Abende mit Fackeln, und als man endlich von Weitem den Wagen des Königs hörte, so erscholl ein allgemeines Freudengeschrei.

Wenige Tage darauf stattete der große Fürst auf einfach stille Weise

dem Höchsten den schuldigen Dank für den schwer errungenen Frieden ab. Er ließ die Spielleute und Sänger des Hofes in die Schloßkapelle zu Charlottenburg kommen, um das Graun'sche Te Deum aufzuführen. Man vermuthete, er würde den ganzen Hof dabei zu einer glänzenden Feier versammeln; als aber die Musiker beisammen waren, erschien der König ganz allein, setzte sich und gab das Zeichen zum Anfange. Als die Singstimmen mit dem Lobgesange einfielen, senkte er das Haupt in die Hand und bedeckte die Augen, um seinen Dankesthränen freien Lauf zu lassen.

Die Bedeutung des siebenjährigen Krieges für Preußen. So hatten denn drei der größten Staaten Europa's sieben Jahre hindurch vergebliche Anstrengungen gemacht, Preußens aufstrebende Macht niederzudrücken: alle Ströme Blutes, die geflossen, aller Kummer und alle Trübsal, womit die deutschen Länder heimgesucht worden, hätten erspart werden können, wenn man Friedrich in dem Besitze Schlesiens unangetastet gelassen hätte, welchen man ihm doch nicht rauben konnte und über welchen hinaus er selbst Nichts begehrte. Der thatenreiche Krieg änderte Nichts an dem äußeren Bestande der europäischen Staaten; der Hubertsburger Frieden bestätigte durchgängig nur, was schon nach den schlesischen Kriegen festgestellt worden war. Und dennoch ist der siebenjährige Krieg von den wichtigsten Folgen gewesen, nicht für Preußen allein, sondern für Deutschland und für ganz Europa. Erst in diesem Kriege, wo unser Vaterland sich glorreich gegen die Angriffe von halb Europa vertheidigte, ist die neue Machtstellung Preußens unter den europäischen Staaten erkämpft worden, welche seitdem immer mehr befestigt wurde.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, hatte den Grund gelegt zu Preußens europäischem Aufschwunge, indem er den Kampf gegen das damals so gefürchtete Schweden ruhmvoll hinausführte: seine Nachfolger hatten die Mittel sorglich gepflegt und ausgebildet, durch welche Preußen bei günstiger Gelegenheit auf der betretenen Bahn weiter fortschreiten sollte. Friedrich der Große führte diese Gelegenheit selbst herbei und erfüllte durch sein Genie die Aufgabe, welche dem preußischen Staate gestellt war: durch ihn trat Preußen im deutschen Staatenverbande nun vollends und mit weit höherem Verufe an die Stelle, welche einst Sachsen eingenommen hatte, im europäischen Systeme aber an die Stelle, welche Schweden allmählig verloren hatte.

Während seit alter Zeit das sächsische Fürstenhaus vorzugsweise den Veruf und die Macht gehabt hatte, den Uebergrißen der kaiserlichen Gewalt in Deutschland einen Damm entgegenzusetzen und während seit der religiösen Spaltung des deutschen Vaterlandes Sachsen zugleich als Vorhut für die evangelische Sache aufgetreten und anerkannt war, hatte nach und nach das frisch aufstrebende Brandenburg dem älteren Nachbarstaate diese doppelte Rolle streitig gemacht. Seitdem Sachsen im dreißigjährigen Kriege durch den Prager Frieden zuerst die protestantische Sache aufgeopfert hatte, war für Brandenburg immer klarer der Veruf hervorgetreten, jene bedeutsame Stellung für sich zu erwerben, und wir haben gesehen, wie in der That alle Fürsten seit dem großen Kurfürsten diese Aufgabe erkannten und in jeder Beziehung zu erfüllen suchten, wie alle protestantischen Gläubigen, ohne Unterschied ihres besonderen kirchlichen Bekenntnisses, in Brandenburg des Schutzes in Noth und Bedrängniß sicher waren, wie selbst die flüchtigen Protestanten aus dem

Westen und Süden herzliche und hilfreiche Aufnahme in Preußen fanden. In gleichem Maße mit dieser religiösen Bedeutung des preußischen Staates wuchs sein politisches Ansehen, nicht nur durch die Erweiterung des Länderbesitzes, sondern fast mehr noch durch die vortreffliche Pflege aller Reime wahrer Wohlfahrt und höheren geistigen Lebens. Zwar schien es, als sollte Sachsens Macht und Ansehen noch einmal einen höheren Aufschwung nehmen, als die sächsischen Fürsten zugleich den Thron des Königreichs Polen bestiegen, aber theils wurden sie hierdurch nur in die Wirren des tief zerrütteten polnischen Staates mit hineingezogen, theils gaben sie durch ihren Uebertritt zum katholischen Glauben jetzt vollends ihre frühere Stellung unter den protestantischen Fürsten auf, welche nun für immer den Hohenzollern unbefritten blieb. Diese hatten, um auch an äußerem Ansehen hinter den sächsischen Fürsten nicht zurückzustehen, auch ihrerseits die Königswürde angenommen. Erst der große Friedrich aber vernichtete durch den siebenjährigen Krieg alle Nebenbuhlerschaft des früher so einflussreichen Sachsens: denn während er selbst den Riesenkampf gegen eine unvergleichliche Uebermacht mit Ruhm und Ehre bestand, hatte er mit Sachsen leichtes Spiel gehabt, fast das ganze Kurfürstenthum war während des größten Theils des Krieges in seinen Händen gewesen und nur seiner großen Mäßigung war es anzurechnen, daß er beim Friedensschluß keinen Anspruch an das sächsische Haus erhob. Seitdem konnte weder Sachsen noch ein anderes deutsches Haus ferner Preußens Uebergewicht in Deutschland entgegentreten oder ihm die erste Stelle nächst dem Kaiserhause bestreiten, so schwer es den Meisten fiel diese neue Machtstellung des ehemaligen „Markgrafen von Brandenburg“ gelten zu lassen.

Aber nicht blos in Deutschland, sondern auch unter den großen europäischen Mächten errang Friedrich eine wichtige Stellung für sein Land: Preußen, welches durch den großen Kurfürsten zu einer europäischen Macht geworden war, ist durch den großen König zu einer europäischen Großmacht emporgehoben worden. Das Genie des großen Königs vor Allem war es, was ihm und seinem Staate allgemeine Achtung und gewichtigen Einfluß erwarb; denn ohne dieses Genie wäre Preußen aus dem schweren Kampfe nimmermehr mit Ruhm hervorgegangen. Mit Recht durfte Napoleon sagen: „Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die großen Mächte Europa's vertheidigt, sondern Friedrich der Große war es.“ Aber das Ansehen, welches Friedrich erwarb, ging auf seinen Staat bleibend über, sein Volk hatte überdies einen wesentlichen Antheil daran; denn mit dem größten Genie hätte er die herrlichen Erfolge nimmer errungen, wenn nicht die trefflichen Einrichtungen Preußens ihm bei seinem Beginnen die erforderlichen Hilfsmittel gewährt und wenn ihm nicht die standhafte Treue und begeisterte Hingebung des Volkes jeder Zeit zur Seite gestanden hätte. Er selbst hat es niemals verleugnet, wieviel er dem hochherzigen Sinne seines Volkes zu danken hatte, und ganz Europa erkannte, daß in diesem Volke eine Fülle der Kraft und eine lebendige Frische herrschte, welche dasselbe noch zu weiteren ruhmreichen Geschicken berief.

Eben dieser begeisterte Aufschwung des Volkes war es auch, was auf ganz Deutschland belebend wirkte. Während kurz vorher die deutsche Nation in innerer Ermattung und Erschlaffung zu verkommen drohte und die unsitt-

lichen Einflüsse des französischen Lebens und Treibens diese Gefahr nur erhöheten, ging jetzt auf ein Mal ein frischer, lebendiger Zug durch die deutschen Völker. Die Heldenerscheinung Friedrich's fesselte und entzückte alle Blicke, alle deutschen Herzen fühlten sich gehoben durch den Ruhm des deutschen Kriegers, durch die Bewunderung, die er und sein Volk überall in ganz Europa einflößten. Ein solches Beispiel wirkte läuternd und anregend für ein ganzes Volk, und wirklich fällt in die Zeit während und gleich nach dem siebenjährigen Kriege der neue kräftige Aufschwung deutschen Nationalbewußtseins und deutscher Geistesbildung, welcher seitdem so reiche und schöne Früchte gebracht hat.

36. Friedrich der Große als Regent.

Erste Sorgen nach dem Frieden. Preußen war als der jüngste und der kleinste in die Reihe der Hauptstaaten Europa's eingetreten; sollte es seine ruhmvolle Stellung unter denselben behaupten, so mußten die Kräfte des Landes immer mehr durch eine sorgfältige, weise Verwaltung gehoben und entwickelt werden, durch innere Tüchtigkeit mußte das preussische Volk ersetzen, was dem Staate an äußerem Umfange fehlt. Dies erkannte Friedrich sehr wohl, und fast zu größerem Ruhme als seine herrlichen Kriegsthaten gereicht ihm die landesväterliche Weisheit, womit er alle Keime der Größe und Wohlfahrt Preußens zu entwickeln bemüht war. Auch hierin brauchte er nur in den Wegen fortzuwandeln, welche die meisten seiner trefflichen Vorfahren betreten hatten: er that es aber mit der eigenthümlichen Kraft und Geistesgröße, welche ihn zu einem der ausgezeichnetsten Fürsten aller Zeiten machten.

Nach dem Schluß des siebenjährigen Krieges fand er einen großen Theil seines Landes schrecklich verheert, Handel und Gewerbe darniedergedrückt, viele einst blühende Gegenden verarmt: um den Bedürfnissen des kostspieligen Krieges zu genügen, hatte er sich in den letzten Jahren genöthigt gesehen, schlechteres Geld prägen zu lassen, eine Maßregel, durch welche immer das Vertrauen und die Sicherheit des gewerblichen Verkehrs gestört wird. So galt es denn, fürerst die allgemeine Zuversicht wieder zu erwecken und auf allen Seiten des öffentlichen Lebens hülfreich einzugreifen. Friedrich war der Mann dazu, die Wunden, welche der Krieg geschlagen hatte, schnell wieder zu heilen und sein Land zu neuer Blüthe zu erheben.

Vor Allem wollte er dem Landbau schleunig aufhelfen; es fehlte den Bauern in den verwüsteten Landestheilen an Korn zur Ausfaat und an Zugvieh, das Feld zu bestellen. Friedrich schaffte Rath; er hatte in seinen Magazinen noch über 40,000 Scheffel Getreide, die er in der Aussicht auf weiteren Krieg hatte vorrätzig halten lassen. Sofort nach dem Friedensschluß ließ er diese Vorräthe an die Landleute vertheilen, damit sie das Getreide zur Ausfaat benutzen könnten; zu gleicher Zeit wurden 35,000 Pferde, die für die Armee nicht mehr nöthig schienen, den Bauern zur Bestellung des Ackers gegeben. Auch mit baarem Gelde leistete der fürsorgliche Fürst kräftige Hülfe; mehrere Millionen Thaler wurden auf die einzelnen Provinzen vertheilt, Schlesien allein, welches am meisten gelitten hatte, erhielt 3 Millionen. In vielen Gegenden wurden die Abgaben für einige Zeit erlassen, damit die

Bewohner schneller wieder zu Kräften kommen könnten. In der That war es fast wunderbar, wie bald die ärgsten Spuren der jahrelangen Zerrüttung wieder verschwanden und wie schnell sich die Leute in Stadt und Land in neuer lebendiger Thätigkeit erholten. Um dem eigenen Volke und den Fremden den Glauben zu benehmen, als sei Preußens Kraft erschöpft, ließ der König gleich nach dem Abschluß des Hubertsburger Friedens das prächtige „neue Palais“ bei Sanssouci mit einem Aufwand von mehreren Millionen erbauen. Zugleich erreichte er dabei den Zweck, eine große Zahl von arbeitslosen Leuten zu beschäftigen und zu ernähren.

Die Steuern; die sogenannte Regie. Trotz seiner ächt landesväterlichen Gesinnung vermochte der König freilich nicht, dem Volke jede neue Last zu ersparen. Das Heer mußte, um den Feinden Preußens die Neigung zu neuen Angriffen zu benehmen, in der bedeutenden Truppenzahl von 150,000 erhalten werden, und verursachte daher fortwährend sehr bedeutende Ausgaben; auch die Verwaltung des weit ausgedehnten Landes wurde immer kostspieliger. Dazu kam in den ersten Friedensjahren mancherlei besonderes Unglück: Königsberg, Glogau und viele andere Städte wurden durch verheerenden Brand heimgesucht, und überall mußte aus der Staatskasse zum Wiederaufbau Hülfe geleistet werden. Der König sann auf Mittel, die Einnahmen des Staats zu vermehren: geradezu neue Steuern auferlegen wollte er nicht, aber er meinte, daß die Accise, welche schon unter der vorigen Regierung erhoben worden, mehr einbringen müßte, wenn es die Beamten dabei ordentlich und streng hielten. Er wußte, daß man besonders in Frankreich von der Accise eine sehr große Einnahme hatte, und meinte am Besten zu thun, wenn er einige geübte Beamte aus Frankreich kommen ließ, und denselben die Steuerverwaltung im ganzen Lande anvertraute. Man nannte die neue Einrichtung „Generaladministration der königlichen Gefälle“, oder nach der französischen Bezeichnung „die Regie“. An der Spitze standen fünf Franzosen, welche wieder eine Menge Unterbeamte aus Frankreich heranzogen. Allerdings gelang es den neuen Behörden, eine größere Ordnung in die Verwaltung der Steuern zu bringen und die Staatseinnahmen zu vermehren, aber die neue Einrichtung wurde dennoch dem Lande bald zu einer großen Plage; denn die Accise wurde auf alle Arten von Waaren ausgedehnt, und um sie mit aller Strenge zu erheben, wurden überall an den Thoren der Städte und selbst auf freiem Felde und in den Häusern der Bürger Nachsuchungen nach steuerpflichtigen Waaren gestattet. Außer diesen Plackereien empfanden es die Preußen sehr übel, daß der König, wie sie meinten, alle seine Unterthanen für unfähig erklärte, das Finanzwesen zu besorgen und dafür einer Bande „fremder Spitzbuben“ den Beutel seiner Unterthanen anvertraute.

Auf Veranlassung der Regie ereignete sich übrigens auch ein vielerzählter Vorfall, welcher zeigte, wie Friedrich im Bewußtsein seines reblichen Willens und mit ächter Geistesgröße über die Verdächtigung und Verläumdung seiner Absichten sehr gering dachte. Als der König einst die Jägerstraße in Berlin herunterritt, fand er da einen großen Auflauf. Er schickte seinen Heiducken näher, um zu erfahren, was es gäbe. „Sie haben Etwas auf Ew. Majestät angeschlagen,“ war die Antwort des Boten. Gleich winkte der König mit der Hand und rief: „Hängt es doch niedriger, daß sich die Leute nicht den Hals ausrecken müssen.“ Bei diesen Worten brach das Volk in allgemeinen Jubel

aus, riß das Pasquill in tausend Stücke und begleitete mit Vehocchs den langsam fortreitenden König.

Eine ganz besondere Einrichtung traf der König noch für den Handel mit Tabak und Kaffee. Das Tabakrauchen war seit dem dreißigjährigen Kriege durch die Engländer, welche dem Könige Friedrich von der Pfalz zu Hülfe zogen, in der Mark bekannt geworden, den Schnupstakak hatten die eingewanderten französischen Protestanten zuerst mitgebracht. Bald wurde auch im Lande selbst Tabak gebaut, Friedrich nahm nun für die Regierung allein das Vorrecht (Monopol) der Tabaksfabrikation in Anspruch und setzte eine General-Tabaksadministration ein, welche dem Staate beträchtliche Einnahmen brachte. — Später als der Tabak, war der Kaffee üblich geworden. Anfangs verstanden es die Hausfrauen nicht, dieses Getränk zu kochen, deshalb entstanden einige Kaffeehäuser. König Friedrich Wilhelm hatte zur Gründung des ersten solchen Hauses freie Wohnung in einem königlichen Gebäude am Lustgarten gegeben. Zuerst wurde der Kaffee nur als großer Luxusgegenstand von den Wohlhabenden genossen, vom Mittelstande dagegen nur an hohen Festtagen; sehr schnell aber verbreitete sich die Vorliebe für das fremde Getränk, wie um dieselbe Zeit auch der Gebrauch des Thees, Cacao, Branntweins und die Gewöhnung an die Kartoffel um sich griff. König Friedrich wollte nun auch den Gewinn von dem Kaffeeverbrauche der Staatskasse zuwenden, errichtete eine besondere Kaffee-Administration, und führte eine hohe Kaffeesteuer ein; er hielt dies für sehr billig und angemessen, weil er den Kaffee bloß als einen Luxusgenuß der Wohlhabenden ansah. Als sich nun die pommerischen Landstände einst über die hohe Kaffee- und Weinststeuer beschwerten, sagte der König in seinem Bescheide unter Anderem: „Es ist abscheulich, wie weit es mit der Consumtion des Kaffees gehet: das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee. — Wird das ein Bischen eingeschränkt, so müssen sich die Leute wieder an das Bier gewöhnen, und das ist zum Besten ihrer eigenen Brauereien. Das ist mit die Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll. Uebrigens sind Seine Königliche Majestät Höchstsich selbst in der Jugend mit Bier suppe erzogen worden: mithin können die Leute ebenso gut mit Bier suppe erzogen werden. Das ist viel gesunder, wie der Kaffee.“

Wie man aus diesem Bescheide sieht, war des Königs Zweck nicht bloß die Vermehrung der Staatseinnahmen, sondern er wollte auch den Aermern zu Hülfe kommen, indem er sie von unnützen Ausgaben mehr abhielt und die Steuern vorzüglich auf die Luxusartikel legte. So wollte er im Gegentheil zur Erhöhung der Fleischsteuer seine Zustimmung nicht geben, weil sie für den gemeinen Mann drückend sei, auch das einheimische Bier sollte nicht zu hoch besteuert werden. Dagegen alle Spezereien, Weine u. s. w. ließ er mit starken Steuern belegen. „So was bezahlt der Arme nicht,“ sagte der König, der sich besonders als Sachwalter der Armen, der Soldaten, der Bauern und der Gewerbtreibenden ansah.

Unterstützung der Gewerbtätigkeit. Die von ihm erzielten reicheren Steuererträge wurden größtentheils zur Unterstützung des Gewerbestandes, sowie zur Linderung der Noth unter dem Volke angewandt. Als Greiffenberg in Schlesien abgebrannt war, gab der König zum Aufbau der gewerb-

fleißigen Stadt ansehnliche Baugelber. Die Greiffenberger schickten im folgenden Jahre, als er sich in Hirschberg aufhielt, eine Deputation dahin, um ihren Dank für die große Wohlthat auszudrücken. Friedrich aber sagte die denkwürdigen Worte: „Ihr habt nicht nöthig, euch dafür bei mir zu bedanken: es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen aufzuhelfen, dafür bin ich da!“ Ein anderes Mal sagte er: „Ob ich eine oder anderthalb Millionen mehr im Schatze lasse oder nicht, das ist gleichviel; es ist besser, wenn ich noch in meinem Leben Gutes damit stifte.“ Allen denen, die er als thätige, treue und würdige Bürger erkannt hatte, kam er, so weit es möglich war, mit Rath und That gern zu Hülfe.

Es gab keine Art der Gewerbsthätigkeit, die er nicht zu befördern bemüht war: sein ganzes Bestreben ging dahin, zu verhindern, daß viel Geld aus dem Lande ginge; durch Hebung des Fabrikationswesens wollte er vielmehr den Verkauf ins Ausland vermehren. Die Leinwand fand unter ihm einen reichen Absatz nach Amerika, und durch Anlegung von Spinnschulen wirkte er auf die Verbesserung der Leinengarnspinnerei besonders in Schlesien hin. Um den Tuchmachern die Wolle wohlfeiler zu verschaffen, verbot er, daß rohe Wolle ins Ausland verkauft würde. Dadurch schadete er freilich den Schäfereien sehr; dagegen war er der erste deutsche Fürst, welcher zur Veredelung der Schafzucht spanische Böcke kommen ließ.

Ein Genfer Fabrikant legte auf des Königs Anlaß die erste Rattm-druckerei in Berlin an, bald darauf wurde auch eine Baumwollenspinnerei und Weberei, und im Jahre 1774 die erste Spinnmaschine eingeführt. Auch eine Fabrik von baumwollenen Sammetwaaren oder sogenanntem Manchester ließ der König anlegen, wogegen ihm die Versuche mit dem Seidenbau und der Seidenfabrikation nur sehr langsam gelingen wollten. Die Klöppelei der brabantischen Ranten wurde seit 1743 von den Mädchen in dem großen Potsdamer Militärwaisenhanse mit so großem Erfolge betrieben, daß die Arbeit der Brüsseler fast gleich kam.

Friedrich ließ auch die erste Porzellanfabrik in Berlin anlegen, welche sich sehr bald durch ihre Waaren auszeichnete und der Staatskasse einen nicht unbedeutenden Ertrag brachte. Dem Bergbau und Hüttenwesen wandte der König große Aufmerksamkeit zu; er berief einen ausgezeichneten sächsischen Minister dazu nach Preußen, welcher vor Allem den ganzen Staat bereisen mußte, um unterirdische Schätze aufzusuchen. Die schon bekannten und die neu aufgefundenen Bergwerke wurden sorgsam benutzt, die Berg-eleven besser, als bis dahin, ausgebildet und überhaupt dem ganzen Hüttenwesen ein großer Schwung gegeben. Namentlich erhielt der Steinkohlenbergbau und das Eisenhüttenwesen in Schlesien durch den Grafen von Reden eine Ausdehnung, welche sich seitdem immer vermehrt und den Wohlstand des schlesischen Volkes, wie die Einkünfte des Staates, sehr erhöht hat.

Auch die erste Zuckersiederei in Preußen verdankt Friedrich ihren Ursprung; mehrere andere entstanden bald darauf in den verschiedenen Provinzen.

Um dem Handel aufzuhelfen, war es nöthig, den Kaufleuten, die bis dahin nur für schwere Zinsen von den Wucherern Geld geliehen erhielten, die Möglichkeit zu geben, sich bei augenblicklichen Verlegenheiten leichter zu helfen. Es wurde deshalb eine Bank gegründet, welche den Kaufleuten zu billigen

Zinsen Geld vorschießt; sie dehnte ihre Thätigkeit durch Provinzialbanken bald auf alle Landestheile aus. Zur Förderung des preussischen Handels über See errichtete Friedrich die Seehandlungsgesellschaft, welche unter preussischer Flagge alle Häfen Spaniens und alle anderen Seeplätze, wo gute Aussichten für gewinnbringenden Handel waren, beschiffen lassen sollte. Die Seehandlung selbst erhielt zu ihrer festen Begründung das Monopol des Salzhandels: kein anderes, als die ihr gehörigen Schiffe durfte zum An- und Verkauf des Salzes in preussischen Häfen zugelassen werden. Den Gewinn aber mußte die Seehandlung zu Unternehmungen verwenden, welche dem preussischen Handel und Fabrikwesen überhaupt und der billigen Beschaffung der nothwendigsten Lebensmittel für das Volk förderlich sein könnten.

Um den Vertrieb aller Waaren zu erleichtern, wurden mancherlei Kanalbauten unternommen; insbesondere legte der König den Plauenschen, den Finow- und den Bromberger Kanal an, wodurch alle Flüsse zwischen der Elbe und der Weichsel in leichte Verbindung kamen. Der Handel von Stettin erhielt dadurch einen neuen Aufschwung, daß jenseits des Stettiner Hafens am Ausflusse des Oberarms Swine ein Seehafen, Swinemünde, angelegt wurde.

So wurde von dem einsichtigen und für das Wohl seiner Unterthanen unablässig besorgten Fürsten jede Art von Betriebsamkeit unterstützt, überall wurden neue Quellen für Gewerthätigkeit und Handel eröffnet, und die Wohlfahrt des Landes nahm so zu, daß sich die Einkünfte des Staates in wenig Jahren um einige Millionen vermehrten und bis zum Ende von Friedrich's Regierung immer im Steigen blieben.

Sorge für den Ackerbau. Als die wichtigste Grundlage des allgemeinen Wohlstandes betrachtete der König, wie gesagt, den Landbau: er war daher auf Verbesserung der Landwirthschaft sein ganzes Leben hindurch bedacht. Er bekümmerte sich um alle besseren Methoden des Landbaues, ließ auf seine Kosten erfahrene Landwirthe nach England, Holland und in andere Gegenden reisen, rief auswärtige tüchtige Dekonomen auf die Domänengüter und ermunterte die Edelleute, diesem Beispiele zu folgen. Um die Stifter und Klöster in Schlesien, welche sehr große Ländereien besaßen, zur Verbesserung derselben zu nöthigen, gab er allen neu gewählten Aebten die Bestätigung nur gegen das Versprechen, daß sie auf den Stiftsgütern Weinstöcke, Maulbeerbäume und Kartoffeln pflanzen, Bienengärten anlegen, die Schafzucht veredeln, magdeburgische Verwalter und französische Seidenbauer kommen lassen wollten.

Merkwürdig bleibt es, wieviel Mühe die Verbreitung des Kartoffelbaues, welcher seitdem für den armen Mann ein so großer Segen geworden ist, damals den Behörden verursachte. Bekanntlich hatte Franz Drake, der zweite Weltumsegler, das wohlthätige Gewächs aus Virginien nach England mitgebracht, wo die Königin Elisabeth die neue Frucht am Weihnachtstage 1580 zuerst an ihrer Tafel sah. Berlin war der erste Ort in Deutschland, wo die Kartoffel gezogen wurde, aber das Volk wollte sich lange Zeit durchaus nicht daran gewöhnen. Friedrich Wilhelm I. ließ sie für die Nahrung der Kranken und Armen in dem Berliner Krankenhause, der Charité, anwenden und schenkte zu ihrem Anbau dem Hospital ein Stück Landes. Aber dieses

Beispiel und alle Vorschriften wollten nichts helfen. Im Jahre 1745 herrschte große Hungersnoth, Friedrich schenkte einzelnen Ortschaften ganze Wagen voll Kartoffeln und ließ alle Gartenbesitzer versammeln und über den Gebrauch der Frucht belehren, aber das Vertrauen derselben war so gering, daß sie den Anbau nur lässig und ungeschickt betrieben. Fast mit Zwang wurde der Gebrauch der Kartoffel zunächst in Pommern verbreitet, erst später in Schlesien und in der Kurmark, wo endlich eine Brottheuerung in den Jahren 1770 und 1771 den Ermahnungen der Behörden zu Hülfe kam.

Um den Ackerbau zu erwünschter Blüthe zu bringen, wandte auch Friedrich endlich noch das Mittel an, welches die tüchtigsten seiner Vorfahren von Albrecht dem Bären an öfter benutzt hatten: die Heranziehung fremder Colonisten. Man kann rechnen, daß unter seiner Regierung an 250,000 Anbauer aus allen Theilen Deutschlands und aus den blühendsten Nachbarstaaten nach Preußen zogen, wo ihnen besonders solche Striche Landes, welche bis dahin wüste und unfruchtbar gelegen hatten, unter großen Begünstigungen zur Urbarmachung angewiesen wurden. Der König hatte seine größte Freude daran, wenn es ihm auf diese Weise gelang, morastige, öde Gegenden in blühende Felder oder Wiesen umzuwandeln, wie er dies besonders in den Oder-, Warthe- oder Netzebrüchen, in Pommern und Westpreußen mit großem Erfolge bewirkte. Als er einst die fruchtbaren Fluren überblickte, welche im Oderbruche gleichsam auf sein Geheiß entstanden waren, rief er voll Freude aus: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe.“ Um dem Ackerbau überhaupt einen neuen Schwung zu geben, wurde zur Verbesserung oder Gewinnung von Aekern und Wiesen durch Kanäle, Deiche und jedes andere Mittel ein allgemeiner Meliorations- (Verbesserungs-) Plan für das ganze Land entworfen, zu dessen leichterem Ausföhrung den einzelnen Provinzen reiche Geldunterstützungen bewilligt wurden. So ist Friedrich's Regierung für die Hebung des Landbaues im ganzen Lande von unermesslichem Nutzen gewesen: ganz besonders brachte er nach dem Schluß der schlesischen Kriege auch die neu gewonnene Provinz Schlesien in kurzer Zeit zu einer vorher nie gekannten Blüthe, wodurch der Werth seiner Eroberung um ein Bedeutendes gesteigert wurde.

Die adeligen Güter. Seiner Fürsorge für den Landbau entsprach es auch, daß er eine Einrichtung gründete, um den Gutsbesitzern bei etwaigen Geldverlegenheiten zu Hülfe zu kommen, wie dies für die Kaufleute durch Gründung der Bank geschehen war. Der Adel in Schlesien war durch den Krieg zum Theil sehr heruntergekommen, viele Güter mußten zum Verkaufe gestellt werden, worunter der Ackerbau und daher der ganze Staat litt. Daher errichtete der König auf den Rath des schlesischen Justizministers von Carmer die sogenannte Landschaft: sämmtliche Rittergutsbesitzer traten nämlich zu einer Gesellschaft unter diesem Namen zusammen, um sich gegenseitig in ihren Verlegenheiten zu helfen. Wer in Geldnoth war, konnte auf seine Güter bis zur Hälfte ihres Werthes Geld geliehen erhalten; für den ihm geliehenen Betrag aber wurden auf diese Güter sogenannte Pfandbriefe (in einzelnen Theilen von 100 bis 1000 Thaler) ausgestellt, welche auf Pergament gedruckt und von der Landschaft verkauft wie baares Geld in allem Verkehre angenommen und mit 5 Procent verzinset wurden. Diese

Einrichtung, zu deren erster Begründung der König ein beträchtliches Kapital hergab, hat einer Menge von Familien Rettung von drohendem Untergange gebracht und sich seitdem fortbauend als sehr vorzüglich bewährt.

Friedrich hatte zu der Errichtung der Landschaft um so bereitwilliger seine Zustimmung gegeben, weil er auch sonst eifrig darauf bedacht war, die adeligen Familien im Besitze ihrer Güter zu erhalten. Er verbot nach dem siebenjährigen Kriege den Verkauf der Rittergüter an Bürgerliche, und wirkte auf alle Weise dahin, daß die Adelige Majorate errichteten, wodurch die Erbschaft der Güter immer nur dem ältesten Sohne zugesichert und daher die Zersplitterung derselben verhütet werden sollte. Um die Bürgerlichen von dem Ankaufe adeliger Güter sicherer abzuhalten, bestimmte Friedrich sogar, daß kein bürgerlicher Käufer eines Rittergutes die damit verbundenen Ehrenrechte, wie die Gerichtsbarkeit, das Patronat über Kirche und Schule, die Theilnahme an den Kreisversammlungen und das Jagdrecht haben sollte. Auch sprach er offen aus: „Ich möchte gern, daß alle adeligen Güter, so bisher noch Bürger besitzen, nach und nach aus deren Händen gebracht würden; denn der Bürger soll sich mit Manufacturen, Commerz und dergleichen bürgerlichem Verkehr abgeben und sein Geld darin stecken, aber keine adeligen Güter besitzen.“

Friedrich's Ansicht vom Adel und von den Ständen. Diese Fürsorge des Königs für die Erhaltung des adeligen Grundbesitzes beruhte auf seiner Ansicht von dem Unterschiede der Stände überhaupt. Während er als Philosoph, als Dichter und als Mensch keinen Vorzug des einen Standes vor dem andern gelten ließ, vielmehr jeden einzelnen so hoch oder so niedrig schätzte, wie er es durch seinen eigenen Werth verdiente, legte er dagegen als Staatsmann und Fürst ein sehr großes Gewicht auf die Scheidung der drei Stände, der Adelige, der Bürger und der Bauern, und hielt es für ungemein wichtig, daß ein Jeder in seinem ihm durch die Geburt angewiesenen Kreise verbleibe. Der Adel vor Allem sollte nach wie vor seine Stellung im Besitze des Grund und Bodens, im Kriegsdienste und in den hohen Hof- und Staatsämtern behalten. Nach den allgemeinen Anschauungen jener Zeit war dies nichts Auffallendes, denn überall genossen die Adelige bis dahin sehr große Ehrenrechte in jeder Beziehung. Schon in der äußeren Erscheinung trat dies hervor: die adeligen Männer allein trugen Degen und dreieckige Hüte mit Straußenfedern, so auch die jungen Adelige auf Schulen und Universitäten. Vorzüglich aber waren denselben bis dahin alle Minister-, Präsidenten-, Landrathsstellen, sowie die vornehmen Hofämter, die Gesandtschafts-posten und der höhere Militärdienst fast ausschließlich vorbehalten. Das befolgte Friedrich nun mit noch größerer Strenge, weil, wie er vielfach sagte, ein Staatswesen am besten gedeihe, wenn Jeder in seinem besondern Stande den Beruf desselben treu zu erfüllen bemüht sei, wogegen das unzufriedene Herausdrängen aus einem Stande in den andern sehr bedenklich sei. Zwar hielt er jeden Stand in Ehren und suchte das Wohl aller seiner Unterthanen in gleicher Weise zu fördern, auch strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person zu üben, aber es erschien ihm unheilvoll für den Einzelnen und für das Gemeinwesen, wenn der Adel statt des Kriegsdienstes, des Grundbesitzes und der höheren Staatsverwaltung, worin derselbe von jeher seine Ehre ge-

sucht hatte, sich etwa zur Theilnahme an kaufmännischen Speculationen hinstellte, oder wenn der Bürgersohn den Kreis des gewerblichen Lebens, auf den er zunächst hingewiesen war, oder der Bauer die ländliche Arbeit mißachten lernte. Deshalb vor Allem suchte er jeden der drei Stände bei seinem herkömmlichen Berufe zu erhalten, unterstützte den Adel so viel als möglich in der Behauptung des ererbten Grundbesitzes und wollte die Offizierstellen in der Armee besonders mit Adelligen besetzt wissen. Letzteres war eine einfache Folge der alten Stellung der ritterlichen Grundbesitzer, welche bei eintretenden Kriegszeiten dem Landesherrn ihre Fähnlein mit einer größeren oder geringeren Zahl von Kriegsknechten zugeführt hatten. Als nun die Fürsten selbst die Truppen warben, schien es natürlich, daß sie die Führerstellen jenem alten Herkommen gemäß den Besitzern der alten Rittergüter und deren Söhnen gaben, bis in den neueren Zeiten die veränderten Verhältnisse und Anschauungen auch darin allmählig Einiges änderten. Ueberdies waren die Offizierstellen so schlecht besoldet, daß sich die Bürgerlichen nicht eben dazu drängten, während die Adelligen den Kriegsdienst nach alter Sitte als eine Ehrensache ihres Standes betrachteten. Auch meinte der König, daß sich eben die militärische Ehre bei dem Adel vorzugsweise finde. „Im Allgemeinen,“ sagte er, „bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich im Kriege auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, statt daß ein Bürgerlicher, wenn er Gemeinheiten begangen, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich nicht weiter entehrt glaubt.“ Für gewöhnlich wurden demgemäß in den meisten Regimentern nur Adelige zu den Offizierstellen befördert, doch machte der König hiervon Ausnahmen, wenn ein nichtadeliger Unteroffizier, wie es in einem Reglement heißt, „große Meriten und einen offenen Kopf, auch dabei ein gut Exterieur und wenigstens 12 Jahre gedient hatte,“ dann durfte derselbe zum Seconde-Lieutenant vorgeschlagen werden. In die Cadettenhäuser dagegen, welche von Friedrich vermehrt und zweckmäßig eingerichtet wurden, sollten nur Junker von gutem Adel aufgenommen werden; auch wurden zur Ausbildung der jungen Adelligen für den Militär- und Civildienst noch sogenannte Ritterakademien gegründet.

Auch in Bezug auf die Aemter der höheren Staatsverwaltung berücksichtigte der König fast nur die Adelligen; er hielt es darin sogar noch strenger als seine Vorfahren und machte wenig Bürgerliche zu Ministern oder Präsidenten. Wenn es geschah, so erhob er sie meistens gleichzeitig in den Adelsstand.

Freilich machte der König an seinen Adel, eben wegen der hohen Ansicht, die er von der Stellung desselben im Staate hatte, auch desto größere Anforderungen; denn der Adel galt ihm Nichts ohne rechte Ehre und ohne wirkliches Verdienst. „Der Adel ohne Kenntnisse,“ sagte er, „ist nur ein leerer Titel, welcher den Unwissenden an das helle Tageslicht stellt und ihn dem Gespött aussetzt,“ und als ein hannoverscher Graf, dessen Sohn als Junker bei den Gardes du Corps diente, bat, denselben mit Rücksicht auf seinen Grafenstand zum Offizier zu nehmen, schrieb ihm der König: „Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nicht avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich lernt. Junge Grafen,

die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. Im Falle aus einem Grafen etwas werden soll, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden; denn dieses sind Narrenspossen; sondern es kommt nur allezeit auf sein mérite personnel an.“ Wie er über die Pflichten des Adels überhaupt dachte, zeigt auch seine poetische Epistel an den Prinzen von Preußen, seinen Bruder, wo es heißt: „Alle Menschen sind die Kinder Eines Vaters und bilden Eine Familie; und trotz alles Hochmuthes, den Euer Rang Euch giebt, sind sie Euch gleich geboren, sie sind von Eurem Blute. Deffnet stets das Herz ihrer Klage und bedenkt ihr Elend mit Eurem Glücke; wollt Ihr wirklich über ihnen stehen, so zeigt Euch menschlicher, sanfter, tugendhafter.“

So sehen wir denn auch den König, ungeachtet der großen Fürsorge für die Erhaltung und Unterstützung des Adels, gleichzeitig bemüht, den Zustand der Bauern sehr zu verbessern. Dieselben waren damals noch in einer traurigen, gedrückten Lage, zum Theil in Leibeigenschaft, zum Theil in Erbunterthänigkeit der Grundherren und mit den schwersten Pflichten gegen dieselben belastet. Friedrich hielt es zwar noch nicht an der Zeit, diese Einrichtung ganz abzuschaffen, weil dieselbe, wie er aussprach, auf alten Verträgen zwischen den Eigenthümern des Landes und den später herbeigekommenen Bewohnern desselben beruhete. Man müßte wenigstens, so meinte er, den Adel für den Verlust, den er durch die Abschaffung jenes Zustandes an seinen Einkünften erleiden würde, entschädigen. Wenn es aber unthunlich erschien, den Bauer damals schon ganz aus dem Verhältnisse der Erbunterthänigkeit zu erlösen, so erließ der König doch zahlreiche Verordnungen, um diesen Zustand zu erleichtern und besonders die mannigfachen Mißhandlungen und Ueberbürdungen, denen die Landleute bei den Frohndiensten und dem Vorspanne ausgesetzt waren, von ihnen abzuwenden.

Der Gerechtigkeitspflege widmete Friedrich der Große die gewissenhafteste Sorgfalt: er setzte darin eine der ersten Pflichten des Fürsten. „Allen Bürgern,“ so schrieb er, „ihr Eigenthum sichern und sie so glücklich machen, als es die Natur des Menschen gestattet, diese Pflicht hat ein Jeder, der das Oberhaupt einer Gesellschaft ist, und ich bestrebe mich, diese Pflicht aufs Beste zu erfüllen. Wozu nützte es mir auch sonst, den Plato, Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie.“ Sein Wille war, in der Justiz alle Parteilichkeit zu entfernen, die Prozesse abzukürzen und die Härte vieler Strafen zu mildern; da es ihm aber durch einzelne Verordnungen nicht gelingen wollte, die „bisherigen, leider eingerissenen und oft himmelschreienden Mißbräuche“ von Grund aus zu vertilgen, so schritt er schon im Jahre 1746 zu einer gänzlichen Justizreform. Der Großkanzler von Cocceji, ein ausgezeichnete Mann, welcher schon unter Friedrich Wilhelm I. eine Aenderung der Justizverwaltung vorbereitete, diente dem Könige als Hauptwerkzeug bei der Ausführung seines wichtigsten Planes, und im Jahre 1748 konnte unter dem Namen eines Codex Fridericianus der Entwurf einer neuen Gerichtsordnung bekannt gemacht werden, deren trefflicher Geist durch folgende Stellen genügend bezeichnet wird: „Sie (die Richter) müssen allen Menschen ohne Ansehen der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unparteiische Justiz administriren, sowie sie gedenken, solches vor

dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch anderer Bedrängten nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen. — Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus unserem Cabinette herrühren, die geringste Reflexion machen, wann darin etwas wider die offenbaren Rechte subrepiet worden, oder der strenge Lauf Rechts dadurch gehindert oder unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren.“ Ganz besonders wurde noch eingeschärft, daß die Richter bei Streitigkeiten zwischen Privatpersonen und dem Staate lediglich das beschworene Recht und nicht etwa eine Rücksicht auf den König obwalten lassen sollten. Ja, Friedrich ging so weit, etwaige Machtsprüche, zu denen er sich selbst vielleicht gegen den gesetzlichen Gang der Rechtspflege verleiten lassen möchte, im Voraus ungültig zu erklären.

Es war früher in der That ein großer Uebelstand gewesen, daß die Fürsten öfter durch selbstständige Entscheidungen in den geordneten Lauf der Justiz eingegriffen hatten; nicht blos das Recht der Begnadigung, welches eines der schönsten und edelsten Privilegien der Krone ist, hatten sie ausgeübt, sondern auch willkürlich Strafen geschärft oder verändert. Davor wollte Friedrich seine Unterthanen und sich selbst künftighin bewahren, — und er hatte guten Grund, seiner eigenen Willensstärke nicht ganz und gar zu vertrauen; denn im Eifer für das, was er für Recht hielt, und im Aerger über vermeintliche Ungerechtigkeit seiner Richter gegen arme Leute zu Gunsten der Vornehmen ließ er sich dennoch auch später noch zu einzelnen willkürlichen Schritten hinreißen. Am berühmtesten ist die Müller Arnold'sche Sache geworden.

Der Müller Arnold besaß in der Neumark eine Mühle, für welche er dem Grafen von Schmettau eine jährliche Erbpacht zu bezahlen hatte. Er blieb mit dieser Zahlung im Rückstande unter dem Vorwande, daß durch die Anlage eines Teiches, den ein anderer Gutsbesitzer oberhalb der Mühle hatte graben lassen, ihm das Wasser und daher aller Betrieb entzogen sei. Graf Schmettau klagte, der Müller wurde zur Zahlung verurtheilt, und da er diese nicht leistete, seiner Mühle durch gerichtlichen Verkauf verlustig gemacht. Mit allen weiteren Beschwerden abgewiesen, wandte er sich zuletzt an den König, welcher sich die Sache durch einen seiner Offiziere, zu dem er großes Vertrauen hatte, vortragen ließ. Dieser, der rechtlichen Verhältnisse nicht ganz kundig, war der Ansicht, daß dem Müller Unrecht geschehen sei. Auf seinen Rath verwies der König die Sache nun an das Kammergericht in Berlin mit dem Befehle, den Proceß schleunig zu Ende zu führen. Aber auch das Kammergericht bestätigte alle früheren Entscheidungen. Nun meinte Friedrich, daß die Richter nur dem Adeligen zu Gunsten ihr Urtheil gesprochen hätten und überdies seinem auf Unparteilichkeit gerichteten Willen zu trotzen versuchten. Gegen solches parteiisches und trotziges Wesen wollte er ein für alle Mal ein warnendes Beispiel aufstellen. Er ließ den Großkanzler von Fürst mit den drei Räten, welche die Sache entschieden hatten, vor sich kommen; sie fanden ihn in seinem Zimmer, durch starkes Podagra gerade in besonders gereizter Stimmung. Mit heftigen Worten hielt er ihnen ihr Benehmen vor, sowie es ihm erschienen war. „Sie müßten wissen,“ sagte er, „daß der geringste Bauer und Bettler ebensowohl ein Mensch sei, wie der

König. Ein Justizkollegium,“ fügte er hinzu, „das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande: vor der kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, vor denen kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger, wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung.“ Den Großkanzler von Fürst entließ er mit den Ausdrücken der größten Ungnade aus seinem Amte, die drei Rätthe wurden ebenfalls abgesetzt und auf Festung gebracht. Dasselbe widerfuhr den Richtern, welche früher in der Sache zu entscheiden gehabt hatten. Der Vorfall erregte nicht in Preußen allein, sondern in ganz Europa das allgemeinste Aufsehen: überall wurde die strenge Gerechtigkeitsliebe des Königs gepriesen, welche auch dem Geringsten seiner Unterthanen sein Recht zu verschaffen bemüht sei. Auch ist nicht zu läugnen, daß das Beispiel, welches er hier aufgestellt, gewiß einen tiefen Eindruck auf die Richter machte. Um so mehr bleibt zu bedauern, daß gerade in diesem Falle, wo er sich gegen seine Gewohnheit einen Nachspruch erlaubte, sein Zorn auf unschuldige Häupter fiel; denn es darf als sicher angenommen werden, daß der als ein gerechter und redlicher Mann allgemein geachtete Großkanzler auch in dieser Sache streng nach seinem Gewissen gehandelt hatte. Auch wurden ihm, wie den entlassenen Rätthen, viele Zeichen der öffentlichen Theilnahme in Berlin dargebracht. Dennoch hat die Arnolds'sche Sache wegen der dabei kundgegebenen strengen Absichten des Königs viel dazu beigetragen, das Vertrauen des Volkes zu seiner Gerechtigkeitsliebe zu erhöhen. Solches Vertrauen verdiente er auch in vollstem Maße. Noch bei seiner letzten Reise nach Preußen im Jahre 1784 sagte er zu einem neuernannten Präsidenten: „Ich habe Ihn zum Präsidenten gemacht und ich muß Ihn also kennen lernen. Ich bin eigentlich der oberste Justizkommissar in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht Alles bestreiten und muß daher solche Leute haben, wie Er ist. Ich habe eine schwere Verantwortung auf mir, denn ich muß nicht allein von allem Bösen, das ich thue, sondern auch von allem Guten, das ich unterlasse, Rechenschaft geben. So auch Er, Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehen der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sag' ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute. Hat Er Güter?“ — „Nein, Ew. Majestät.“ — „Will Er welche kaufen?“ — „Dazu habe ich kein Geld, Ew. Majestät.“ „Gut, so weiß Er, was Armuth ist, und so muß Er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen.“

Wie sehr in Folge solcher Gesinnung des Königs das Vertrauen des Volkes zur Justizpflege stieg, beweist unter Anderem die weltberühmte Geschichte des Müllers von Sanssouci. Bei der Anlage des Schlosses Sanssouci war dem Könige eine Windmühle sehr im Wege; er ließ den Besitzer derselben zu sich kommen, bot ihm an, ihm die Mühle abzukaufen, und versprach ihm außer einer beträchtlichen Summe noch eine andere, bessere Mühle. Der Müller aber wollte sich von dem ererbten väterlichen Besitze nicht trennen und lehnte alle Anträge des Königs ab. Verdrießlich über solchen Widerstand drohete ihm Friedrich, er solle nur bedenken, daß ihm die Mühle allenfalls auch gegen seinen Willen genommen werden könne. Der schlechte Mann ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern erwiderte zuversicht-

sich: „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre.“ Der König freute sich über diese für ihn selbst und seinen Gerichtshof so ehrenvolle Zuversicht des Müllers und ließ ihn seitdem im ungestörten Besitze seines väterlichen Erbes. In ganz Europa wurde der Fall rühmend erzählt, und als unter Friedrich Wilhelm III. die Mühle von Sanssouci dem Verfall nahe war und von dem Besitzer dem Könige zum Kaufe angeboten wurde, hielt es der treffliche Nachkomme Friedrich's für seine Pflicht, in der berühmten Mühle das Andenken seines großen Vorgängers zu ehren. „Gute Nachbarn,“ sagte er, „ständen sich treulich bei; als Nachbar des Müllers schickte er ihm 2000 Thaler, damit er sich aus seiner Noth lösen könne, die Mühle aber zum ewigbleibenden Andenken an die Gerechtigkeitsliebe des großen Friedrich erhalten werde.“

Carmer und das Allgemeine Landrecht. An die Stelle des wegen der Müller Arnold'schen Sache entlassenen Großkanzlers von Fürst berief der König den ausgezeichneten bisherigen schlesischen Justizminister von Carmer, welchem sofort auch der Auftrag zu Theil wurde, nicht bloß ein neues Gesetzbuch und zwar zum ersten Male in deutscher Sprache, sondern auch eine neue Proceßordnung auszuarbeiten. Carmer war so glücklich, bei dieser schwierigen Aufgabe ausgezeichnete Gehülfen besonders in der Person des Geheimenraths Suarez u. A. zu finden; er setzte überdies besondere Commissionen zur Berathung einzelner Theile der wichtigen Arbeit nieder, ließ von allen bedeutenden Rechtsgelehrten vielfache Gutachten ausarbeiten und konnte endlich nach jahrelanger gewissenhafter Mühe das „Allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten“ vorlegen, welches vor allen damaligen Gesetzbüchern der europäischen Staaten ausgezeichnet war und noch heute die Hauptgrundlage unseres öffentlichen Rechtes bildet. Friedrich selbst erlebte die Vollendung der Arbeit, welche erst am 5. Februar 1794 veröffentlicht werden konnte, nicht mehr, aber seiner Anregung gebührt der Dank auch für diese dem Vaterlande erwiesene Wohlthat.

Das Schulwesen. Man sollte erwarten, daß Friedrich bei seiner eigenen hohen Bildung und bei seiner Vorliebe für die Wissenschaft auch das Schulwesen bedeutend gefördert hätte, und doch ist dies nicht gerade eine der glänzendsten Seiten seiner Regierung gewesen. Zwar erkannte er, wie nothwendig und heilsam die Verbesserung der Schulen und die weitere Verbreitung des Volksunterrichtes war, aber er blieb in dieser Beziehung größtentheils bei guten Absichten stehen, wogegen größere Erfolge von ihm nicht erreicht wurden. Was ihm zur Ausführung seiner Absichten besonders fehlte, waren die erforderlichen reichlichen Geldmittel. Wir haben gesehen, wie viel Mühe es ihn kostete, die Staatseinnahmen ohne übermäßige Belastung der ärmeren Leute so weit zu erhöhen, daß er die Mittel zur Unterstützung des Ackerbaues, zur Heranziehung der fremden Colonisten, zur Belebung des Handels und aller Gewerbe, sowie für die nothwendige Heeresmacht gewann; da blieb denn für den Lehrstand nicht gar viel übrig, und der König mußte sich darauf beschränken, durch wohlgemeinte Verordnungen und Ermahnungen seine Unterthanen selbst zur Belebung des Schulwesens anzutreiben. In seiner Fürsorge für diesen Zweig der Regierungsthätigkeit stand ihm in den späteren Jahren besonders der Minister von Zedlitz tüchtig zur Seite.

Diesem gelang es, viele bedeutende Gelehrte auch ohne hohe Besoldung für die preussischen Universitäten Halle, Frankfurt und Königsberg zu gewinnen; der Ruhm des großen Königs trug viel dazu bei, manchen tüchtigen Geist nach Preußen zu ziehen. Einer derselben, ein viel gereis'ter Mann, sagte einst mit Thränen des Entzückens zum Könige: „Ich habe bereits sieben Könige gesehen, vier wilde und drei zahme, aber so einen, wie Ew. Majestät, habe ich in der Welt noch nicht gesehen.“ Auch die Verbesserung der Gymnasien und der Stadtschulen, in welchen damals noch ohne Rücksicht auf die künftige Bestimmung der Handwerker, Kaufleute und Gewerbetreibenden fast nur Latein getrieben wurde, lag dem einsichtigen Könige wohl am Herzen, auch scheute er hier und da nicht den Aufwand bedeutender Mittel, um eine verfallende Anstalt durch Berufung tüchtiger Schulmänner neu zu beleben, aber etwas Durchgreifendes geschah auch in dieser Beziehung nicht.

Für das eigentliche Volksschulwesen erließ Friedrich gleich nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens (12. August 1763) ein „General-Landschulreglement“ mit sehr zweckmäßigen Bestimmungen. Am Anfange desselben sagte er: „Demnach wir zu Unserem höchsten Mißfallen Selbst wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lande bisher in äußersten Verfall gerathen, und insonderheit durch die Unerfahrenheit der meisten Küster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen, so ist Unser so wohlbedachter als ernstster Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande in allen Unsern Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzt werden soll. Denn so angelegentlich Wir nach hergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden das wahre Wohlsein Unserer Länder in allen Ständen Uns zum Augenmerk machen; so nöthig und heilsam erachten wir es auch zu sein, den guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl, als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht und anderen nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen und Alles ins künftige darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen und dem Christenthume unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bilden und erziehen zu können.“ Leider kam jedoch die Verordnung wenig zur Ausführung, die meisten Landschulen blieben mit schlecht besoldeten Lehrern aus dem Handwerkerstande besetzt, wozu später manche ausgediente Unteroffiziere hinzukamen. Für sehr viele Orte gab es gar keine Schule oder nur sogenannte Winterschulmeister, welche im Winter angenommen und von den Bauern nach der Reihe beherbergt und ernährt, im Sommer aber wieder entlassen wurden. Die meisten Verbesserungen des Landschulwesens, wo solche gemacht wurden, waren Privatleuten zu danken. Doch regte Friedrich, wie gesagt, deren Eifer gern an; so unterstützte er auch die Gründung der ersten Schullehrerseminarien, in welchen durch die Vorbildung besserer Lehrer ein guter Grund zur Hebung des Schulwesens gelegt wurde.

In ganz Deutschland erwachte damals ein großer Eifer für den Jugendunterricht: dieses Streben ging auch für Preußen nicht verloren, aber erst unter Friedrich Wilhelm III. sind auch in dieser Beziehung durchgreifende neue Einrichtungen ausgeführt worden.

Friedrich's Verhalten in religiösen Dingen. Wir haben schon bei

der Erzählung von Friedrich's Jugendzeit gesehen, wie es mit seinem religiösen Glauben gestanden, wie in Folge der unvorsichtigen Leitung in der ersten Jugend die Keime eines freudigen Glaubens an die christlichen Heilswahrheiten in ihm nicht aufkommen konnten, und wie dann der Einfluß der französischen Freigeisterei ihn der kirchlichen Frömmigkeit noch mehr entfremdete. Freilich ließ er sich in seiner geistigen Selbstständigkeit nicht zur Leugnung der allgemeinsten religiösen Wahrheiten hinreißen, vielmehr sehen wir ihn besonders in späteren Jahren von einer aufrichtigen Ehrfurcht vor dem Höchsten erfüllt, und auch in seinem Volke will er ernste Gottesfurcht gepflegt wissen. „Mein System,“ schrieb er einst, „besteht darin, daß ich das höchste Wesen anbede, welches allein gut, allein barmherzig und deshalb allein meiner Verehrung würdig ist; daß ich die Lage der unglücklichen Menschen, die mir bekannt sind, mildere und erleichtere, alles Uebrige aber dem Willen des Schöpfers unterwerfe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint, und von dem ich, geschehe auch, was da wolle, nichts zu fürchten habe.“ Von dieser Gesinnung gab der König auch in seiner Regierung öfter deutlich sprechende Zeugnisse. Die kirchliche Fürbitte, welche bis dahin lautete: „Insonderheit laß dir, o Gott, empfohlen sein Ihro Majestät, unsern theuersten König,“ ließ er dahin abändern: „Laß dir, o Gott, empfohlen sein Deinen Knecht, unsern König,“ weil es ihm ungeschicklich schien, der irdischen Majestät dem Höchsten gegenüber zu gedenken. In demselben Sinne verordnete er, daß arme Leute, wenn sie ihm Bittschriften abzugeben hätten, nicht mehr vor ihm niederfallen sollten; denn das könnten sie wohl vor Gott thun. In dem Codex Fridericianus beschwört der König die Richter, so zu leben, wie sie es „vor dem gerechten Richterstuhle Gottes verantworten könnten,“ endlich verordnete er auch, wie wir bereits gesehen haben, daß christliche Gottesfurcht als Grundlage des Volksunterrichtes betrachtet werden sollte. Ja, der König trat sogar hier und da in seinen Schriften als bereiteter Vertheidiger des Christenthumes gegen die Verächter desselben auf. Freilich aber waren es nur die sittlichen Vorschriften Christi und das erhabene Beispiel, welches derselbe in seinem irdischen Wandel gegeben, was Friedrich mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllte, dagegen blieb der eigentliche christliche Glaube, der Glaube an die Erlösung und Rechtfertigung der Menschen durch Christi Verdienst, seinem Herzen verschlossen, und er betrachtete die Geislichen, welche hierauf ein besonderes Gewicht legten, als abergläubisch oder gar als Heuchler und wollte mit ihnen nicht gern zu thun haben. Da er jedoch jenen Glauben an die geoffenbarten Heilswahrheiten als die eigentliche Lehre der christlichen Kirche und als Ueberzeugung des Volkes vorfand, so hütete er sich wohl, absichtlich daran zu rütteln; denn vor Allem hielt er es für die Aufgabe eines Fürsten, den religiösen Glauben des Volkes, welchen er als die Grundlage eines sittlichen Wandels erkannte, zu achten und überhaupt die Gewissen durch keinen Zwang zu belasten. Er sprach den Grundsatz aus: „Die weltliche Regierung mit Kraft emporzuhalten, Jedermann Gewissensfreiheit lassen, stets König sein und nie den Priester machen.“ Er verfiel nicht in die große Verirrung, welche bald darauf in der französischen Revolution zu beklagen war, wo die ungläubigen Volksführer Jeden verfolgten, der als ein streng Gläubiger bekannt war. Wie er überhaupt wollte, daß in seinem

Staate „Jeder nach seiner Fagon selig werden“ sollte, so ließ er auch diejenigen frei gewähren, welche in einem tieferen christlichen Glauben ihre Seligkeit suchten, nur verlangte er, daß auch von ihnen keine Unduldsamkeit gegen die Andersdenkenden geübt würde.

So war Friedrich's Regierungsverhalten in religiöser Beziehung im Allgemeinen wohl vorsichtig und duldsam, doch ist nicht zu verkennen, daß der Einfluß seiner eigenen Gesinnung dem kirchlichen Glauben viel von der bisherigen Geltung entzog. Es blieb natürlich nicht verborgen, daß er selbst auf die geoffenbarten Lehren wenig Gewicht legte. Sein Mißfallen über die strenggläubigen Geistlichen drückte er überdies bei einzelnen Gelegenheiten in scharfer, heißender Weise aus. Je mehr man den großen Fürsten allgemein bewunderte, desto mächtiger mußte sein Beispiel in Preußen und in ganz Deutschland wirken; daher konnte es nicht fehlen, daß der damals besonders von Frankreich aus durch alle Länder Europa's verbreitete Geist des Unglaubens gleichsam unter Friedrich's Schutz auch bei uns eine Stätte fand, zuerst in den sogenannten gebildeten Ständen, nach und nach auch mehr in den übrigen Kreisen des Volkes. Dieser Einfluß des königlichen Beispiels bleibt zu beklagen, wenn auch der Geist der religiösen Duldsamkeit, welchen er zu seinem Hauptgrundsatz machte, unserm Vaterlande zur besonderen Ehre gereicht. Die religiöse Duldsamkeit ist freilich um so höher zu achten, wo sie nicht ein Zeichen religiöser Gleichgültigkeit, sondern ein Ausfluß wahrer christlicher Liebe und Milde ist.

Auch gegen seine katholischen Unterthanen erwies sich Friedrich im Allgemeinen als ein liebevoller und gerechter Fürst, wiewohl er nach der Weise seiner Vorfahren und aus persönlicher Neigung den Schutz des Protestantismus als besondere Aufgabe des preußischen Fürsten erachtete und danach bei jeder sich darbietenden Gelegenheit handelte. Die Erwerbung Schlesiens, wo ein großer Theil der Bewohner dem katholischen Bekenntnisse angehörte, gab ihm jedoch reichlichen Anlaß, auch den Katholiken seine Fürsorge zu bezeigen; nur verlangte er von ihnen wiederum, daß sie sich nicht unduldsam gegen Andersgläubige erwiesen. Den Katholiken Berlins erbauete er zu großem Danke des Papstes eine Kirche. Die Mönchsorden, insoweit sie nützlichen Beschäftigungen, insbesondere der Krankenpflege oblagen, fanden bei ihm Anerkennung und Unterstützung; selbst die Jesuiten, welche wegen der ihnen zur Last gelegten Intriguen von dem Papste Clemens XIV. aufgehoben werden mußten, wurden überraschender Weise von Friedrich in seinen Ländern in Schutz genommen. Sei es, daß er ihre Dienste als Jugendlehrer wirklich hochschätzte, sei es, daß er sich den Befehlen des Papstes nicht fügen mochte, — er ließ die Aufhebungsbulle in seinen Staaten nicht verkündigen, sondern schrieb an einen Vertrauten in Rom: „Sagen Sie, daß in Ansehung der Jesuiten Mein Entschluß gefaßt sei, sie in Meinen Staaten in jenem Zustande, in welchem sie sich bis dahin befanden, beizubehalten. Im Breslauer Frieden habe Ich in Ansehung der Religion den Status quo (bisherigen Zustand) für Schlesien garantirt. Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester als die Jesuiten gefunden. Fügen Sie zugleich hinzu, daß, da ich in die Klasse der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich eben so wenig von der Obliegenheit, Mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines

Königs dispensiren könne.“ Später legten übrigens doch auch die preussischen Jesuiten ihren Namen und ihre Ordenstracht ab und wurden in sogenannte Priester des königlichen Schulinstitutes für Schlesien ausschließlich für die Erziehung der katholischen Jugend umgewandelt. Im Jahre 1787, nach Friedrich's Tode, wurde auch diese Einrichtung aufgelöst und die ehemaligen Jesuitengüter verkauft.

Friedrich's Einfluß auf Literatur und Kunst. Zum Schlusse unserer Uebersicht von Friedrich's reger Thätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens müssen wir noch seinen Einfluß auf die Literatur und Kunst erwähnen. Das Wichtigste ist in dieser Beziehung die große Anregung, welche durch ihn, wie bereits angedeutet, dem geistigen Leben in Preußen und Deutschland überhaupt gegeben worden: die deutsche Literatur nahm einen kräftigeren Aufschwung in Folge des belebenden und begeisternden Hauches, der von Preußens Thron über das deutsche Vaterland wehte. Das klingt wohl überraschend und seltsam, wenn man sich daran erinnert, daß Friedrich die deutsche Literatur selbst gering schätzte, seine eigenen literarischen Genüsse fast nur bei französischen Schriftstellern suchte, im Privatverkehre immer französisch sprach, seine meisten Werke in der französischen Sprache schrieb und die deutschen Gelehrten und Dichter über die welschen so auffallend vernachlässigte. Das Alles ist freilich nicht wegzuleugnen, und doch würde man ihm Unrecht thun, wenn man ihn der Gleichgültigkeit oder gar der Feindseligkeit gegen den Aufschwung der deutschen Literatur beschuldigte. Sein lebhafter und fein gebildeter Geist konnte allerdings an den deutschen Schriftstellern, wie sie besonders in seinen jüngeren Jahren noch beschaffen waren, kein rechtes Gefallen finden, weil in der That damals die schöne Literatur bei uns noch erst im Wiedererwachen war: das Beste, was Deutschland damals aufzuweisen hatte, war in der Form noch schwerfällig und unerquicklich im Vergleich mit den Erzeugnissen Frankreichs und Englands, wo schon ein Jahrhundert zuvor eine Zeit literarischer Blüthe gewesen war. Deshalb war es nicht zu verwundern, daß Friedrich's für das Schöne empfänglicher Sinn sich dem geistigen und persönlichen Verkehre mit den feingebildeten eleganten Franzosen zuwandte, obwohl er deren große sittliche Schwächen wohl erkannte und gebührend verachtete. Bei aller persönlichen Vorliebe für die französische Literatur hat der große Fürst niemals vergessen, daß er eben ein deutscher Fürst war, und wenn er sich an der heimischen Literatur, wie sie damals war, noch nicht erfreuen konnte, so gab er sich doch gern der Hoffnung auf ein baldiges Aufblühen derselben hin. In einer Abhandlung, welche der König selbst verfaßte, hieß es von der deutschen Literatur: „Laßt uns aufrichtig gestehen, daß bisher die schöne Literatur auf unserem Boden nicht glücklich gewesen,“ — er zählt dann das wenige Gute, was ihm davon bekannt geworden, auf und fügt hinzu: „Leid thut es mir, daß ich kein weitläufigeres Verzeichniß zu entwerfen im Stande bin; die Schuld schreibe ich nicht der Nation zu, ihr fehlt es weder an Geist, noch an Genie; allein sie ward aufgehalten durch Umstände, die sie hinderten, sich zu gleicher Zeit mit den Nachbarn in die Höhe zu schwingen. — Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben, Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsere Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Freuden sprechen. — Schon die Hoffnung macht mich

glücklich, daß die Kunst und Wissenschaft, wie einst in Griechenland und in Italien, dereinst in Preußen ihre Wohnstatt finden werden."

Diese Hoffnung des Königs sollte früher, als er es ahnte, in Erfüllung gehen: er selbst blieb nicht unthätig, um sie der Verwirklichung näher zu bringen. In Folge seiner Aufmunterung wurde in Königsberg eine deutsche Gesellschaft gestiftet, in deren Statuten es heißt, daß sie in den herausgegebenen Schriften die Ehre Gottes des Allerhöchsten, die Beförderung guter Wissenschaften und Künste und die Ausbildung der deutschen Sprache zum einzigen Augenmerk haben solle. Auch der Akademie der Wissenschaften, welcher Friedrich eine neue Einrichtung gab, wurde die Sorge für die Reinheit und Fortbildung der deutschen Sprache vornehmlich zur Pflicht gemacht. — In einer Unterredung mit Gottsched sagte der König einmal: „Ich bin nur ein zu alter Kerl, noch deutsch zu lernen, und beklage, daß ich in der Jugend weder Anleitung, noch Ermunterung gehabt habe; ich würde gewiß viele meiner Mußestunden auf gute deutsche Uebersetzungen römischer und französischer Schriftsteller verwendet haben.“

Als Friedrich im Jahre 1750 nach Leipzig kam, ließ er den Fabeldichter Gellert zu sich holen und sprach mit ihm über die deutsche Literatur und deren große Mängel. Gellert selbst mußte ihm einige seiner Fabeln vortragen, über welche Friedrich sein großes Gefallen bezeugte. Garve in Breslau wurde durch den König zur Uebersetzung von Cicero's Büchern „über die Pflichten“ aufgemuntert. Nach dem siebenjährigen Kriege richtete Friedrich sein Augenmerk darauf, daß in den Schulen die deutsche Sprache zweckmäßiger betrieben würde.

Immerhin bleibt es aber zu beklagen, daß Friedrich das frische Aufleben der deutschen Literatur, welches durch Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Göthe u. A. schon vor seinem Lebensende zu einer schönen Entwicklung gelangte, nicht gehörig erkannte und würdigte. Nichtsdestoweniger hat er darauf, ohne es selbst zu ahnen, einen großen Einfluß geübt; denn sein großer Heldennam und Fürstenglanz hat den Deutschen zuerst wieder ein lebendiges nationales Bewußtsein gegeben, und aus diesem keimten die erhabenen Schöpfungen unserer Literatur hervor. Das frische, freundige Gefühl, welches durch seine glorreichen Thaten in Preußen und in ganz Deutschland erzeugt wurde, theilte sich allen Geistern mit, und Göthe selber sagt: „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.“

In Preußen selbst blühte eben damals das regste literarische Treiben auf, wie es hier nie zuvor gekannt worden; Berlin zumal wurde bald vor allen anderen deutschen Städten der Mittelpunkt des geistigen Lebens und Schaffens, und gleichsam der höchste Gerichtshof der schönen deutschen Literatur.

Auch die schönen Künste erfuhren von Seiten Friedrich's vielfache Förderung. Bei seinen zahlreichen, großen Bauten, z. B. des jetzigen Domes in Berlin, der katholischen Kirche, des Schlosses von Sanssouci, des neuen Palais u. s. w., war er auf Schönheit in Geschmack jener Zeit in hohem Grade bedacht. In Rom ließ er antike Bildhauerwerke kaufen, ferner legte er in

Sanssouci eine Sammlung von Gemälden der berühmtesten Künstler an, welche noch jetzt den besten Theil des Museums zu Berlin ausmachen. Wie sehr er der Musik zugethan war, ist schon mehrfach erwähnt worden; er ermunterte auf jede Weise die besseren Componisten, ließ auch in Berlin italienische Opern aufführen. Nach der Sitte jener Zeit nahm auf der Schaubühne das Ballet die erste Stelle ein, jedoch trat allmählig auch das eigentliche Schauspiel selbstständiger hervor. Berlin erhielt damals die erste regelmäßige Schaubühne, welcher Friedrich vielfache Ermunterung zu Theil werden ließ.

37. Friedrich's des Großen Lebensweise.

Friedrich's Tagesordnung. Wir haben nun die bewunderungswürdige Thätigkeit kennen gelernt, welche der große König in allen Richtungen des öffentlichen Lebens entfaltete: es war dies nur möglich, weil er die Benutzung seiner Zeit durch die strengste Lebensordnung geregelt hatte und jeden Augenblick für die Welt und für sich auszubenten suchte. „Du hast Recht,“ schrieb er an einen Freund, „wenn Du glaubst, daß ich viel arbeite; ich thue es, um zu leben; denn Nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang.“

Der König stand im Sommer um drei Uhr auf, selten nach vier Uhr, im Winter eine Stunde später. Seine Diener mußten ihn um diese Zeit wecken und erforderlichen Falls zum Aufstehen nöthigen. Einst sagte er an einem kalten regnerichten Morgen zu seinem Kammerhusar, er solle ihn noch etwas schlafen lassen; derselbe erklärte aber rundweg, es sei vier Uhr, er könne sich nicht abweisen lassen. „Das ist brav,“ rief der König aufstehend, „Du würdest auch übel angekommen sein, wenn Du mich hättest liegen lassen.“ Eine Viertelstunde vor dem Wecken wurde im Schlafzimmer, Sommer und Winter, Kaminfeuer gemacht. Gleich nach dem Aufstehen zog der König Strümpfe, Beinkleider und Stiefeln (die nie ganz neu, auch nie gewichst waren und daher oft sehr roth aussahen), auf dem Bett sitzend an, das Uebrige dann stehend vor dem Kamin. Gleich darauf trat auf seinen Ruf ein Kammerhusar mit den eingegangenen Depeschen und Brieffschaften herein. Diese begann der König zu lesen, während ihm der Haarzopf gemacht wurde. Das, was er nicht selbst beantworten wollte, ließ er mit kurzen Bemerkungen oder ohne Weiteres an seine Cabinetsrätthe gehen. Dann wusch sich der König, setzte in späteren Jahren die Haartour und den Hut auf, den er, außer bei Tische, beständig trug, und der, auch wenn er neu war, erst so weich gerieben sein mußte, daß er wie ein alter im Kopfe saß; denn er wollte auf seinem Körper nichts Unbequemes haben. Die Uniform legte er nicht sogleich an, sondern blieb fürerst in einem Ueberwurfe von Sammet. Der Adjutant der Leibwache mußte nun den Bericht von allen in Potsdam ab- und eingegangenen Fremden bringen, worauf wohl vermerkt sein mußte, ob einer etwa ein Anliegen an den König habe. Dann hörte Friedrich die Berichte seiner Generaladjutanten über die zu erledigenden Militärsachen, ging darauf in sein Schreibzimmer, trank einige Gläser Wasser und zwei oder drei Tassen Kaffee. Nach dem Kaffee pflegte er Uebungen auf der Flöte zu blasen, gewöhnlich bhantafirte er im Zimmer auf- und abgehend, längere oder kürzere

Zeit, wobei er allerlei Sachen überlegte und selbst über die ernstesten Dinge oft die glücklichsten Gedanken faßte, ohne daran zu denken, was er blase. Zwischen neun und zehn Uhr las er die Auszüge aus Bittschriften und die Berichte, die ihm die Cabinetsrätthe eingesandt, ließ diese einzeln vor sich und ertheilte ihnen die Antworten auf die Vorstellungen, sie setzten den Bescheid wörtlich mit Bleistift auf die Eingaben. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte sich immer mehr daran gewöhnt, die meisten Angelegenheiten nicht mit den einzelnen Ministern zu berathen, sondern sich darüber von seinen Cabinetsrätthen, die eigentlich seine vertrauten Geheimschreiber waren, Bericht erstatten und auch die Entscheidung ohne Weiteres aus dem Cabinet, wie man es zu nennen pflegte, ergehen zu lassen. So umfaßte auch Friedrich alle Staatsgeschäfte allein und setzte, blos durch die Feder seiner Cabinetsrätthe, alle Ministerien in Bewegung. Die Cabinetsrätthe erlangten natürlich durch die nahe Stellung zum Könige eine große Wichtigkeit, fast alle Civilangelegenheiten gingen durch ihre Hände. Der Cabinetsrath Eichel besonders hat bis an seinen Tod das unbedingteste Vertrauen des Königs genossen, was er durch musterhafte Treue, Ehrlichkeit und Arbeitskraft auch verdiente. Er war für Friedrich daselbe in allen größeren Angelegenheiten, was ihm der Geheime Kämmerer Fredersdorf, der alle kleinen Hausangelegenheiten als Secretär besorgte, im engeren Kreise war.

Die von dem Könige seinen Cabinetsrätthen gegebenen Antworten sind größtentheils noch aufbewahrt und geben von seiner landesväterlichen Gesinnung und Thätigkeit eine erhabene Idee. Alle diese königlichen Befehle athmen den Geist rastloser Sorge und unablässigen Strebens für das Wohl des Landes und jedes Einzelnen, alle sind in der Abfassung klar und bündig und meist überraschend treffend, alle des großen Geistes und Herzens des Königs würdig. Man hat sehr oft, um das Wesen dieser Antworten zu bezeichnen, nur einige launige und witzige Bescheide hervorgehoben, welche der König auf manche alberne Anträge ertheilte, aber deren Zahl ist nur sehr gering im Vergleiche mit den zahllosen ernstesten Entscheidungen: im Allgemeinen ist überall das zugleich scharfe und dabei wohlwollende Eingehen des Königs auf die Sache selbst zu bewundern.

Während der Arbeit mit den Cabinetsrätthen speiste der König von den Kirschen, Feigen, Weintrauben oder anderem Obste, welches auf den Spiegeltischen stand und welches er ungemein liebte. Sobald die Cabinetsrätthe beurlaubt waren, legte er sein Nachtzeug ab, strich sich die Haare ziemlich nachlässig mit Pomade, ließ sich pubern, wusch sich mit einer Serviette Gesicht und Hände und zog sich die Uniform an. Das Alles war in fünf Minuten gethan. Um 10 Uhr erschien der Commandant, um die Parole zu erhalten, dann beantwortete der König Privatbriefe, ertheilte Audienzen, las mit lauter Stimme und übte sich, wenn etwa Zeit übrig war, in Concertstücken; bisweilen besuchte er die Parade, ritt oder ging spazieren. In Sansjoui ritt er gewöhnlich eine Stunde vor Tische aus, immer im Trab oder Galop. Oft ritt er selbst von Potsdam nach Berlin, ohne sich des Wagens, der ihm folgte, zu bedienen. Auf Märschen ritt er beständig; war die Kälte groß, so ging er lieber zu Fuße. Beim Reiten und Gehen trug er einen Krückstock, ein spanisches Rohr mit einer blau emailirten goldenen Krücke.

Schlag 12 Uhr wurde das Mittagessen aufgetragen; doch ließ der König wohl auch ein Viertelstündchen vor 12 Uhr anrichten, wenn er auf dem Küchenzettel eine Liebingsspeise bemerkt hatte. Er trank dabei französischen Wein mit Wasser vermischt oder auch Moselwein, den Rheinwein konnte er nicht leiden und sagte einmal: „Wenn man einen Vorschmack vom Henken haben will, so darf man nur Rheinwein trinken.“ Er meinte, sein Vater habe sich das auf ihn vererbte Podagra durch den Genuß des Rheinweins zugezogen. Friedrich aß nicht gar viel, aber er liebte scharf gewürzte französische und italienische Speisen, besonders eine sogenannte Polenta (aus Käse und Mais mit vielen Gewürzen bereitet), welche ihm öfter Unwohlsein verursachte. Er saß gern bei Tische, war lebhaft in der Unterhaltung und sprach selbst viel über Politik, Religion, Geschichte, Kriegssachen oder was sonst anziehend schien. Auch durch Schwänke und Anekdoten wurde die Unterhaltung gewürzt. Er zeigte sich auch hier reich an Ideen und treffenden, witzigen Einfällen.

Nach der Mittagstafel blies der König wieder eine halbe Stunde Flöte, worauf die Cabinetsräthe die Briefe zur Unterschrift einsandten, — aber er sah die ertheilten Antworten erst noch alle genau an, ließ viele abändern, verbesserte hier und da Etwas eigenhändig oder hängte auch einige kräftige und nachdrückliche Worte an. Alle Eingaben und Berichte wurden denselben Tag beantwortet; nur Todesurtheile, an deren Vollziehung der König ungerne ging, verschob er gewöhnlich. Seinen Namen schrieb er erst Frederic, dann Federic, deutsch zuerst Friedrich, dann in immer größerer Abkürzung Fdch, Fch, Fh, auch blos F, zuletzt noch dazu sehr klein und undeutlich. Als er in seinem siebenzigsten Lebensjahre die Sicht in der rechten Hand hatte, lernte er noch mit der linken leserlich schreiben.

Nach dem Kaffee sprach der König Künstler, welche er öfter mit ihren Arbeiten bestellt hatte, spazierte allein oder in Gesellschaft, sei es im Freien, um die Gartenanlagen zu mustern, sei es in den Sälen herum; gewöhnlich kam auch der sogenannte Lecteur. Derselbe mußte ihm Auskunft über neue Bücher geben; unter lehrreichen Gesprächen, welche hierdurch veranlaßt wurden, ging der König mit ihm auf und ab. Auch wurden aus den neu erschienenen Schriften wohl einzelne merkwürdige Stellen vorgelesen, aber Friedrich las meistens selbst. Außerdem las er noch sehr viel für sich allein, fast immer mit lauter Stimme, am liebsten poetische Sachen. Auch der Schriftstellerei war die Zeit zwischen 4 und 6 Uhr gewidmet. Am Abend war dann gewöhnlich Concert, welches etwa eine Stunde währte; er selbst blies einige Piecen, hörte zuweilen ein Concertstück von seinem berühmten Lehrer Quanz blasen, oder er ließ ein Solo auf dem Violoncell spielen, auch wohl eine Arie von einem Sänger vortragen. Der König trug das Adagio besonders schön vor. Außer Quanz nahm sich nicht leicht Einer die Freiheit, ihm Bravo zuzurufen. Friedrich aber sagte einst zu dem bekannten Musiker Fasch, dem Gründer der Berliner Singakademie, daß er es ihm wohl einmal äußern könne, wenn er es gut gemacht habe, was Fasch von da an auch that. Auch auf dem Klavier war Friedrich geübt.

Einen wichtigen und interessanten Abschnitt in des Königs Tagesordnung machte die Abendtafel aus, bei welcher sich derselbe in geistreicher Liebens-

würdigkeit ganz als Mensch dem Kreise von Freunden hingab, welchen er um sich versammelte; oft wurde das Gespräch sehr lebhaft, sehr witzig, oft im höchsten Grade schalkhaft, da sich Friedrich selbst ganz gehen ließ und rückhaltlos über alle Dinge sprach und sprechen ließ. Wenn die Gesellschaft entlassen war, oft erst um Mitternacht, stellte sich Friedrich vor das Kamin, zog sich selbst aus, entließ seine Kammerbedienten mit dem regelmäßigen Befehl, ihn am andern Morgen zu wecken, und schlief immer ohne Licht und meist bald ein. Zwei Hoflakaien hatten im Vorzimmer die Wache. Gustav Adolph's Bild war das einzige in dem Schlafgemache von Sanssouci.

Die Reisen. Die königliche Tagesordnung wurde jährlich im Monat Mai gestört, wo Friedrich regelmäßig seine Reisen in die Provinzen begann, zuerst nach Sachsen und Preußen, dann nach Schlesien. Diese Reisen waren ausschließlich dem Dienste des Landes gewidmet; außer den Truppenmusterungen, welche er überall abhielt, sah der große Monarch nach Allem auch in der bürgerlichen Verwaltung. Hohe und niedere Beamte, die Präsidenten und Directoren der Domänenkammern und der Regierungen, die Forstbedienten, kurz jeder an seiner Stelle mußte, bis ins Kleinste hinein, Bericht auf alle Fragen geben. In jedem Kreise mußte sich am ersten Vortage der Landrath melden und die genaueste Auskunft über alle Verhältnisse des Kreises ertheilen, ebenso die Amtleute und Schulzen, welche neben dem Wagen noch eine Strecke herreiten mußten, um auf weitere Fragen zu antworten. Auch Kaufleute und Geschäftsmänner aller Art sah der König gern um sich. Was Friedrich mit diesen Landesreisen bezweckte, spricht er unter Anderem in einem Briefe an Voltaire aus, wo er sagt: „Ich suche in meinem Vaterlande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke, und bisweilen Urtheile zu mildern, die mir zu streng scheinen. Dies ist zum Theil meine Beschäftigung, wenn ich die Provinzen durchreise; Jedermann hat Zutritt zu mir, alle Klagen werden entweder von mir selbst untersucht oder von Anderen und ich bin dadurch Personen nützlich, deren Dasein ich nicht einmal kannte, ehe ich ihre Bittschrift erhielt. Diese Revision macht die Richter aufmerksam und verhütet zu harte und zu strenge Proceduren.“

Große Bequemlichkeit verlangte der König auf seinen Reisen eben so wenig, wie im Feldlager; das einfachste Nachtquartier war ihm das liebste, besonders gern kehrte er bei armen, würdigen Geistlichen ein, um ihnen die 100 Thaler zuzuwenden, welche immer als Entschädigung für ein Nachtquartier gezahlt wurden. Sehr ärgerlich war es ihm, wenn er etwa mit großen Lob- und Schmeichelreden empfangen wurde. Als ihn einst ein Bürgermeister, bei dem er eingekehrt, mit solchen Schmeicheleien begrüßte, äußerte er gegen seine Begleiter das größte Mißfallen über die getroffene Wahl des Quartiers und sagte: „Zehn Mal lieber wär' ich in der Hütte eines ehrlichen Bauers eingekehrt, als bei einem solchen kriechenden Flosseldreher.“

Natürlich war auf den Reisen der Andrang des Volkes sehr groß: nicht bloß diejenigen, welche ein Anliegen vorzutragen oder eine Bittschrift zu überreichen hatten, eilten auf den Weg des Königs herbei, Alle, Groß und Klein, wollten den ruhmgekrönten Fürsten, den geliebten Landesvater gern einmal von Angesicht sehen. Friedrich entzog sich der Liebe seines Volkes nicht, sondern erfreute sich an der allgemeinen Theilnahme. Als einst die Pferde ge-

wechselft wurden, trat eine bejahrte Bauerfrau dicht an den Wagen. „Mütterchen! was wollt Ihr?“ fragte der König sehr leutselig. „Nur Sie sehen und weiter nichts,“ — versetzte sie treuherzig. Der König nahm einige Friedrichs'or aus der Tasche und gab sie der Alten mit den Worten: „Liebe Mutter! seht, hier auf den Dingen steh' ich weit besser, und hier könnt Ihr mich ansehen, so lang' Ihr wollt und so lang' Ihr könnt; — ich habe jetzt nicht Zeit, mich länger ansehen zu lassen.“

Viel andere schöne Züge von Friedrich's wohlwollender Freundlichkeit werden von seinen Reisen erzählt. Einst fuhr er an einem Dorfe vorbei, dessen Bauern an der Heerstraße standen, um ihn zu sehen. Ein Lakai des Königs, der auf dem Bocke saß, erhob ein Freudengeschrei und wollte von dem schnellfahrenden Wagen springen. — „Was giebt's da?“ fragte Friedrich. „Ew. Majestät, da stehen Vater und Mutter!“ — „Die möchtest Du wohl gern sprechen?“ — „Ach ja, Ew. Majestät, ich bin ja im vorigen Jahre nicht mit hier gewesen!“ — „Nun dann laß halten!“ Der Wagen hielt. „Geh' in Gottes Namen! Du kannst bis morgen bei Deinen Aeltern bleiben. Uebermorgen aber mußt Du in Kößlin sein.“ Der König wandte sich jetzt an den neben dem Wagen reitenden Landrath. „Sorge Er dafür, daß der Mensch morgen Abend Vorspann bekommt; zu Fuß ist der Weg zu weit.“

Es war bekannt, daß der König Keinem das Gehör versagte; er wollte nicht, daß man die Leute streng zurückwies. „Die armen Leute,“ sagte er, „wissen, daß ich Landesvater bin, und oft haben sie gewiß Ursache genug, sich zu beschweren.“ Es fehlte natürlich nicht an Personen jeden Standes und Geschlechts, die ihn mit Bittschriften behelligten. Auf einer Reise nach Pommern hielt er in einem kleinen Städtchen an. Die Offiziere der dortigen Dragonerschwadron hatten sich um ihn versammelt. Eine bejahrte Frau drängte sich so ungestüm durch, daß weder die Wache, noch die Offiziere sie zurückhalten konnten. „Der König kennt mich gewiß noch,“ rief sie fortwährend, gelangte so zu Friedrich und reichte eine Bittschrift in den Wagen. Er las dieselbe und lachte. Es war die Wittwe eines Schneiders, eine arme Frau, sie bat den König um eine Unterstützung und führte in ihrer Eingabe an: sie hoffe keine Fehlbitte zu thun, da sie in jüngeren Jahren auf dem Schlosse des Königs, seines Vaters, gedient und ihm einst, als kleinem Prinzen, ein Butterbrot gegeben habe. Damals habe er dies so hoch aufgenommen, daß er ihr versprochen, später für sie zu sorgen. Friedrich sah die Wittwe freundlich lächelnd an und sagte: „Na, da muß ich mich wohl revanchiren. Sie soll jährlich eine Pension bekommen.“ Diese wurde ihr wirklich angewiesen.

Auch außer den Reisen fehlte es nie an Personen, welche des Königs bekanntes Wohlwollen ansprachen und selbst aus den entferntesten Provinzen nach Potsdam reisten, um bei ihm unmittelbar Schutz und Hülfe zu suchen; obwohl er es wiederholt und ernstlich verboten hatte, daß man ihm z. B. bei der Parade Bittschriften überreichen sollte, so wurde er doch meistentheils vor selbst auf Leute aufmerksam, die sich ihm zu nahen wünschten, und schickte dann wohl seinen Adjutanten heran, um das Anliegen der Hülfesuchenden zu erfragen.

Sanssouci und seine Besucher. Friedrich brachte in Friedenszeiten den größten Theil des Jahres in Sanssouci bei Potsdam zu. Im Jahre

1744 ließ er den Bau dieses Schlosses beginnen. Das erste, was ausgeführt wurde, war sein Grab auf einem offenen Plage, den Fenstern seines späteren Studierzimmers gegenüber. „Quand je serai là, je serai sans souci“ (wenn ich erst da liege, werde ich ohne Sorge sein), sagte der König einst, auf die neu erbaute Gruft deutend, und dies wurde die Veranlassung zur Benennung des gleich darauf erbauten, berühmten Schlosses. Zu den sechs Terrassen, welche vor demselben angelegt wurden, sowie zu dem Gebäude selbst zeichnete Friedrich eigenhändig den Grundriß. Als es beendet war, ließ er mit goldenen Buchstaben die Inschrift Sans-Souci darauf setzen und bezeichnete sich selbst auf dem Titel seines Werkes: „Denkwürdigkeiten zur brandenburgischen Geschichte“ als Philosoph von Sans-Souci. Am 1. Mai 1747 wurde das schöne Schloß bezogen und mit einer Tafel von 200 Gedecken und mit großem Concert eingeweiht. Hier hat Friedrich seine schönste Zeit als Mensch, seine wichtigste als Regent verlebt: hier ist der heilige Boden, welchen Preußen und Nichtpreußen ewig gern betreten und ehrfurchtsvoll betrachten werden.

In Sanssouci vereinigte Friedrich den Kreis von Männern um sich, denen er sein besonderes freundschaftliches Vertrauen schenkte. Außer denjenigen, welche ihm aus der schönen Rheinsberger Zeit geblieben waren, zog er bald neue Freunde heran. Der liebste unter allen war ihm der Marquis d'Argens, aus der Provence gebürtig, welcher durch Verfolgungen, die ihn wegen seiner freien Gesinnung trafen, genöthigt gewesen war, sein Vaterland zu verlassen. Die Leichtigkeit und Anmuth seines Benehmens, sowie die seine Bildung seines Geistes, besonders aber die große Hingebung an den König machten ihn in kurzer Zeit zu dem intimsten Vertrauten desselben. In dem umfangreichen Briefwechsel, welchen Friedrich aus der Ferne mit ihm unterhielt, bespricht er mit der größten Offenheit und Unbefangenheit alle wichtigen öffentlichen und persönlichen Verhältnisse. Auch hatte er dem Marquis ein Begräbniß neben dem seinigen auf Sanssouci bestimmt; derselbe kehrte aber im Alter nach Frankreich zurück. Unter den Gesellschaftern aus früherer Zeit blieb dem Könige der Baron Pöllnitz wegen seiner unerschöpflichen Laune und geselligen Liebenswürdigkeit immerdar sehr angenehm, aber bei seinem leichtsinnigen Wesen vermochte er niemals das wirkliche Vertrauen Friedrich's zu gewinnen. Unter den militärischen Freunden desselben sind vorzüglich der General von Winterfeldt und die beiden Schotten Georg und Jacob Keith (der Feldmarschall) zu erwähnen, welche als Anhänger der verjagten Stuarts ihr Vaterland verlassen mußten, von Friedrich aber als tüchtige Krieger sehr freudig aufgenommen wurden. Besondere Ehre erwies der König dem alten Zieten: schon im Kriege hatte er überall die größte Rücksicht für ihn beobachtet. Als er einst mit den Grenadieren seiner Garde bis spät in die Nacht marschirt war, ließ er endlich Halt machen und Feuer anzünden. Er selbst wickelte sich in seinen blauen Feldmantel und setzte sich auf einige Kloben Holz zum Feuer, um ihn und neben ihm seine Grenadiere. Nachher kam auch Zieten und setzte sich zum Könige ebenfalls auf einen Kloben Holz. Beide sehr müde, entschlummerten bald; der König schlug jedoch öfter die Augen auf, und bemerkend, daß Zieten von seinem Sitze heruntergesunken war und ihm ein Grenadier ein anderes Holzschicht

unter den Kopf legte, sagte er leise: „Bravo Grenadier, der alte Zieten ist müde!“ Als bald darauf ein anderer Grenadier, halb im Schlafe, aufsprang, um sich beim Feuer seine Tabakspfeife anzuzünden, und dabei aus Unvorsichtigkeit an Zieten's Fuß stieß, richtete sich Friedrich plötzlich empor und sprach: „St, Grenadier, weckt mir den alten Zieten nicht auf, er ist sehr müde.“ Später sah der König den alten Reitergeneral sehr gern bei Hofe und behandelte ihn mit der rührendsten Schonung und Rücksichtnahme. Als Zieten einst an der königlichen Tafel einnickte, war der König besorgt, daß ihn keiner störe: „Laßt ihn ruhig schlafen,“ sagte er, „er hat oft genug für uns gewacht.“ Auch ließ er dem greisen Krieger in wiederholten schmeichelnden Handschreiben bis zum letzten Augenblicke immer wieder Zeichen seiner großen Theilnahme zukommen. Als Zieten im Alter von 87 Jahren, kurz vor seinem König, starb, wurde dieser sehr trüb und ernst gestimmt.

Voltaire und d'Allembert. Derjenige, welcher unter allen Freunden des Königs am meisten Gunst von ihm erfahren, war der französische Dichter und Philosoph Voltaire; er war aber zugleich auch der, welcher ihm mit dem schwärzesten Undank lohnte. Friedrich hatte zwar von vorn herein keine wirkliche Achtung vor dem sittlichen Werthe des berühmten Franzosen gehabt, aber er wünschte durchaus seinen geistvollen Umgang zu genießen und setzte Alles daran, ihn an seinen Hof zu ziehen. Voltaire gab des Königs wiederholter Aufforderung nach und kam im Jahre 1750 nach Sanssouci: er genoß die höchste Aufmerksamkeit, bekam die Kammerherrnwürde und ein Jahrgehalt von 3500 Thalern, wohnte im Schlosse, hatte freie Tafel, Equipage und Dienerschaft. Das Alles und Friedrich's lebenswürdiger Umgang behagten ihm ungemein; seine Begeisterung für den König ging bis zur Leidenschaft, und er bekannte seinen Freunden, daß es nichts Süßeres gebe, als dieses Leben, und daß nichts der Philosophie und den schönen Künsten mehr Ehre mache.

Voltaire's Anwesenheit in Sanssouci trug in der That, wie der König gehofft hatte, viel zur Belebung alles geistigen Strebens an dem preussischen Hofe bei, nur ist zu bedauern, daß sein Einfluß zugleich den leichtfertigen, ungläubigen Sinn verbreiten half, dem er selbst durchaus verfallen war. Dem König war er ein werther Rathgeber bei seinen wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten, aber das genaue Verhältniß, welches zwischen beiden Männern entstand, sollte gar bald manche Trübung erfahren. Voltaire, durch den Glanz seiner Stellung geblendet, vergaß, was er seinem hohen Gönner und seiner eigenen Würde schuldig war. Voll ungemessener Selbstliebe, dabei habgüchtig bis zum schmutzigen Geiz, hämisch, neidisch, und eifersüchtig auf jeden anderen Freund des Königs, mißbrauchte er bald die königliche Milde, bis verschiedene ärgerliche Vorfälle seine Entfernung nöthig machten. Schon hatte ein gemeiner Proceß mit einem Juden, der Voltaire verklagte, ihn mit mächtigen Steinen übervorthelt zu haben, seine Redlichkeit in ein ungünstiges Licht gestellt, auch war durch andere ähnliche Vorfälle sein Ruf schwer beeinträchtigt worden, als endlich ein Schriftstreit mit dem Präsidenten der Berliner Akademie, dem berühmten Naturforscher Maupertuis, den er aus Eifersucht in gemeiner Weise angriff, den König so erzürnte, daß er eine von Voltaire's Schriften öffentlich vor dessen Fenster durch Henkershand verbrennen

ließ. In Folge weiterer hierdurch herbeigeführten Vorgänge sah sich der Franzose endlich genöthigt, unter dem Scheine eines Urlaubes Preußen für immer zu verlassen. Auf der Reise wurde er sogar in Frankfurt am Main noch durch den Residenten des Königs verhaftet und zur Herausgabe wichtiger Schriften Friedrich's und des Kammerherrnschlüssels genöthigt. So groß vorher seine Bewunderung für Friedrich gewesen war, so bitter wurde jetzt sein Haß; durch giftige Schmähschriften suchte er den früheren Gönner zu verunglimpfen, welcher ihm bei Gelegenheit die verbsten Antworten nicht schuldig blieb. Später wurde die literarische Correspondenz zwischen Beiden noch einmal angeknüpft, aber so oft dann Voltaire auch schmeichelnd und bitrend die ihm abgenommenen Orden und den Kammerherrnschlüssel wieder begehrte, Friedrich war nicht mehr zu bewegen, seinen Wünschen zu willfahren.

Wie wenig Voltaire beliebt war, zeigt auch eine Anekdote über die Rache, die ein Page an ihm nahm. Er speiste einst an des Königs Tafel. Ein Page stieß ihn bei dem Auftragen einer Schüssel mit dem Ellenbogen in die Frisur, daß der Puder umherstäubte. Voltaire wurde darüber sehr aufgebracht. „Was giebt's?“ fragte der König. „Sire,“ versetzte Voltaire, „ich war unter den Klauen eines pommerschen dummen Thiers.“ Der König fand die Antwort sehr unpassend, noch mehr aber verdroß sie natürlich den Page, welcher auf Rache sann. Auf einer Reise des Königs, an welcher auch Voltaire, der ein sehr häßlicher Mann war, Theil nahm, erzählte der Page auf einer Station den Bauern: in dem einen Wagen (in dem eben Voltaire sich befand) säße der große Leibaffe des Königs, ein gewaltig böses Thier, das immer heraus in die Freiheit wolle; sie möchten es ums Himmels willen nicht heraus lassen. Als nun Voltaire unterwegs aussteigen wollte, widersetzten sich die Bauern und droheten ihm mit der Peitsche, wenn er nicht still säße. Beim neuen Vorspann erzählten es die Bauern nun schon weiter, und es wurde im ganzen Dorfe bekannt, des Königs Leibaffe sei in dem einen Wagen. Jeder Bauer wollte den Affen sehen, und sie fingen endlich an, ihn mit Knütteln zu necken, und schlugen ihn auf die Finger, wenn er darnach greifen wollte, — bis ein Lakai des Königs der Sache ein Ende machte.

Vorsichtiger als Voltaire war sein Landsmann, der gelehrte d'Alembert, welchen Friedrich auch gern an seinen Hof gezogen hätte, der aber allen Aufforderungen widerstand, obwohl er mit dem Könige fortwährend die innigste und geistreichste Correspondenz unterhielt und von demselben auch ein Vahrgehalt annahm.

Friedrich's Verhalten zu seinen Dienern. Friedrich legte auf die freundschaftlichen Verbindungen, welche er bis an sein Lebensende in reichem Maße unterhielt, einen um so größeren Werth, als er die weit höheren Freuden eines glücklichen Hauswesens in Folge des ihm bei seiner Verheirathung angethanen Zwanges nicht kennen lernte. Wohl wäre er würdig gewesen, ächtes Familienglück zu genießen; das zeigt seine Zärtlichkeit gegen seine Geschwister und Verwandte, wie auch das freundliche Verhältniß zu seiner ganzen Umgebung bis zum niedrigsten Lakaien herab. So sehen wir den großen Mann an jedem Weihnachtsfeste seine Dienerschaft auf die gemüthlichste Weise beschenken. Seine Gaben waren bei Verheiratheten auf deren Kinder berechnet. Einem Lakaien, der nur Töchter hatte, schenkte er Puppen, kleine Cimer

und Töpfe, einem anderen eine Klapperbüchse für sein kürzlich neugebornes Kind, ein in Nürnberg geborener Lakai erhielt Nürnberger Spielwaaren u. s. w.

Er sah es übrigens ungern, wenn einer von seiner Dienerschaft sich verheirathete oder auch nur eine Liebchaft hatte. Einer seiner Kammerhufaren liebte eine Potsdamer Bürgerstochter und benutzte jeden Moment, wo er los kommen konnte, um sich von Sanssouci nach der Stadt zu schleichen. Der König erfuhr dies und wurde ärgerlich. Er ließ den Diener kommen und sagte ihm: „Setz' Dich dort an den Schreibtisch, ich will Dir einen Brief dictiren.“ Der Hufar gehorchte; Friedrich begann, indem er im Zimmer auf- und abging: „Mein Schatz!“ Der Hufar stuzte, er glaubte nicht recht gehört zu haben: der König aber sah ihn mit seinen durchbringenden Blicken an und wiederholte: „Mein Schatz! der König rechnet mir jede Stunde nach, die ich bei Dir so angenehm zubringe. Damit meine Abwesenheit künftig von dem Murrkopfe weniger bemerkt werden kann, mieth' Dir in der brandenburger Vorstadt nahe bei uns ein Stübchen, damit wir uns mit mehrerer Bequemlichkeit als in der Stadt sehen können. Ich verbleibe bis in den Tod Dein treuer u.“ Als der Hufar mit zitternder Hand und mit Angstschweiß auf dem Gesichte geschrieben, sagte der König: „Nun mach' ein Couvert darum und versiegele den Brief.“ Auch dies geschah. Nun dictirte ihm der König noch die Adresse: Vor- und Zunamen des Mädchens mit Straße und Hausnummer, Alles ganz genau. Ein Käufer wurde gerufen und diesem der Brief zur Bestellung gegeben.

Einer von des Königs Dienerschaft kam auf den unglücklichen Gedanken, ihm am Neujahrstage einen Glückwunsch in deutschen Versen zu überreichen, die er von einem Gelegenheitsdichter hatte anfertigen lassen. Als der König die Verse gelesen, ließ er den Lakaien rufen und fragte ihn, ob er die Verse selbst gemacht. „Nein, Ew. Majestät,“ war die verlegene Antwort des Gratulanten. „Das ist gut!“ sagte der König. „Hier will ich Dir Etwas für Deinen guten Willen schenken.“ Er reichte ihm einige Goldstücke hin. „Es ist Dein Glück, daß Du die Verse nicht gemacht hast, denn sonst hätte ich Dich ins Tollhaus bringen lassen müssen. Incommodire Dich übers Jahr nicht wieder.“

So wohlwollend und gemüthlich der König übrigens gegen seine Dienerschaft sein konnte, so war er doch im Allgemeinen sehr streng und forderte von ihnen besonders die größte Pünktlichkeit im Dienste. In Augenblicken der Festigkeit ließ er sich, wie sein Vater, selbst zur Behandlung mit Faust- und Stockschlägen hinreißen.

Des Königs Hunde und Pferde. Auf seinen Spaziergängen waren drei oder vier Windspiele seine beständigen Begleiter; eines war der Liebling, dem die anderen nur zur Gesellschaft dienten. Einer der sogenannten kleinen Lakaien mußte die Windhunde bedienen und bei gutem Wetter in den Gärten, bei schlechtem in den Sälen spazieren führen. Die Lieblingshunde begleiteten ihren Herrn auch im Felde: mit Biche verbarg er sich einst vor herumstreichenden Panduren unter einer Brücke, wobei das kluge Thier sich so ruhig verhielt, als wisse es um die Gefahr. — Im Jahre 1760 im Winterquartiere zu Leipzig fand der Marquis d'Argens den König auf den Dielen sitzend, vor ihm eine Schüssel mit Fricassé, aus welcher seine Hunde ihr

Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denselben Ordnung hielt und dem Lieblingshunde Bische die fettesten Bissen zuschob. D'Argens trat einen Schritt zurück und sagte: „Wie mögen sich die fünf gegen den Marquis von Brandenburg verbundenen Mächte den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut. Sie mögen wohl glauben, daß er gefährliche Pläne für den nächsten Feldzug schmiede oder Negotiationen überlege, um seine Feinde zu trennen und sich neue Bundesgenossen zu verschaffen. Nichts von alledem, er sitzt in seinem Zimmer und füttert die Hundel!“

Als einst ein Artikel über die Thierseelen vorgelesen wurde, sagte der König zu seinem damaligen Lieblingshunde, den er eben auf dem Schooße hatte: „Hörst du, mein kleiner Liebling? es ist von dir die Rede; man sagt, du habest keinen Geist, du hast aber doch Geist, mein kleiner Liebling!“

Auch für seine Pferde hatte Friedrich eine große Zuneigung; sie mußten, wenn er sie reiten sollte, groß und stark sein. Nach dem ersten glücklichen Versuche gab er ihnen einen Namen; dann durfte sie kein Stallmeister mehr besteigen. Seit der Schlacht bei Kunersdorf war „der kleine Schimmel“ in der Armee sehr bekannt. Bei Mollwitz ritt der König den Sternrapen, verließ aber die Schlacht auf dem sogenannten „langen Schimmel,“ seitdem auch „Schimmel von Mollwitz“ genannt, welcher von da ab das Gnadenbrot erhielt. Das beliebteste Pferd war bei Friedrich jedoch der „Condé,“ ein Fliegenschimmel, welcher neben der größten Munterkeit die trefflichsten Eigenschaften, besonders aber großen Muth besaß und im heftigsten Kanonendonner vollkommen ruhig blieb.

Friedrich's Neuferes. Zum Schlusse noch ein Wort über Friedrich's Neuferes: des Königs Körperstärke war seiner Mittelgröße angemessen, sein Wuchs ebenmäßig, die großen blauen Augen feurig, der Gang rasch und stolz, doch etwas nachlässig. Er sah in der Nähe recht gut, aber für entferntere Gegenstände mußte er sich schon im ersten schlesischen Kriege einer Vornette bedienen. Zum Lesen und Schreiben hat er weder Glas noch Brille jemals gebraucht. Beschwerliche Körperleiden, Gicht u. a. stellten sich früh ein, aber Geist und Thätigkeit herrschten über die Unbehaglichkeit des Leibes vor, die Bequemlichkeit liebte Friedrich, wenn die Zeit es gönnte; er opferte sie dagegen ganz, wenn der Dienst es heischte. Reinlichkeit war nicht gerade seine Tugend, im Alter veräunzte er sie, wie die ganze Kleidung, immer mehr. Im gewöhnlichen Leben trug er die Uniform des Leibgardebataillons. Den preussischen Hausorden, den schwarzen Adlerorden trug er immerdar, außerdem bei russischen Festen den St. Andreasorden und den weißen Adlerorden.

38. Die Theilung Polens; der bairische Erbfolgekrieg und der Fürstenbund.

Bald nach dem Hubertsburger Frieden sehen wir die Fürsten der mächtigsten Länder sich um Friedrich's Freundschaft und Bündniß bewerben, besonders war es Rußland, welches sich von Neuem mit Friedrich zu verbinden suchte; die Zustände Polens gaben dazu die nächste Veranlassung.

Die Zustände in Polen. Polen, welches unter den Fürsten aus dem piastischen Hause ein halbes Jahrhundert hindurch geblüht hatte, war immer

mehr geschwächt worden, seitdem Jagello von Litthauen bei der Erhebung auf den polnischen Thron mit den Großen des Landes einen Wahlvertrag gemacht hatte, welcher die Herrschaft zwischen dem Fürsten und dem Adel theilte. Jeder neue König mußte bei seiner Wahl immer ungünstigere Bedingungen eingehen, bald vermochten die Fürsten nichts mehr ohne den Reichstag, auf welchem ein einzelner adeliger Abgeordneter durch seinen Widerspruch jeden Beschluß verhindern konnte. Politische und religiöse Parteileidenschaft machte den Reichstag zu einem Bilde der größten Verwirrung, in hundert Jahren gingen 47 solche Versammlungen unverrichteter Sache auseinander; kein Wunder, daß Polen in allen seinen inneren Einrichtungen zurückkam, während ringsum alle Nachbarländer rasch vorwärtschritten. Der alte polnische Heldenmuth reichte nicht aus, um Polen auf gleicher Stufe mit anderen Ländern zu erhalten, in welchen eine geordnete Heeresmacht ausgebildet und die Kriegführung besonders seit Gustav Adolph mehr und mehr als eine Kunst behandelt wurde. So kam es, daß Polen nach und nach an Schweden Livland und Estland, an Brandenburg Ostpreußen, an Rußland Kiew und Smolensk abtreten mußte. Noch einmal erglänzte der alte polnische Heldenmuth, als Johann Sobieski im Jahre 1683 Deutschland von den Türken errettete, aber nach seinem Tode sank das durch innere Parteiungen zerrissene Land um so tiefer und wurde immer mehr der Spielball der fremden Mächte. Kurfürst August II. von Sachsen wurde zum Könige gewählt; aber er war zu schwach, dem Lande gegen die mächtigen Nachbarn eine Stütze zu gewähren. Nach seinem Tode wollte Frankreich den Stanislaus Leszczynski auf den Thron erheben; Rußland dagegen setzte durch, daß die Krone auf den schwachen August III. von Sachsen überging. Seitdem leitete der Petersburger Hof alle Angelegenheiten Polens, während der polnische Adel sich immer mehr der Ueppigkeit und Genußsucht hingab. Sinnloser Luxus verderbte die Nation und lähmte in ihr alle ächte sittliche Kraft und Selbstständigkeit.

Als August III. (1763) starb, wünschten einige polnische Patrioten durch die Wahl des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders des Königs, für die Wiedererhebung des unglücklichen Landes zu sorgen; Friedrich der Große aber lehnte ihren Antrag ab, weil er sich gleich nach dem siebenjährigen Kriege nicht in neue Kriegshändel einlassen wollte. Dagegen war ihm, wie Rußland, daran gelegen, daß Polen in der bisherigen Ohnmacht verbleibe, und er schloß mit der russischen Kaiserin Katharina im April 1764 ein Bündniß, worin sich die beiden Staaten gegenseitig ihre Länder verbürgten, im Falle irgend eines fremden Angriffes sich eine Unterstützung von 12,000 Mann Truppen oder 480,000 Thaler Geldhülfe zusagten, und zugleich durch einen geheimen Artikel festsetzten, die bisherige polnische Wahlverfassung, welche ihnen die Einmischung in die Verhältnisse Polens so leicht machte, nicht abändern zu lassen. Dann wurde nach Rußlands Willen der Graf Stanislaus Poniatowski zum Könige gewählt. Die innere Gährung und Spaltung in Polen stieg immer höher: besonders trat eine katholische Partei mit heftiger Verfolgungssucht gegen alle Nicht-Katholiken auf; die Kaiserin Katharina nahm sich der Letztern an und verlangte für sie gleiche Rechte mit den Katholiken. Da sie ihre Forderungen mit Waffengewalt durchzusetzen versuchte, entbrannte ein Aufstand; der katholische Adel hielt eine Zusammenkunft, die sogenannte

Conföderation zu War, und erklärte die Absetzung des unter russischem Schutze stehenden Stanislaus. Katharina aber ließ neue Truppen in Polen einrücken und die Aufständischen wurden auseinander gesprengt. Die Russen, in der Verfolgung ihrer Feinde zu eifrig, eilten ihnen im Süden bis auf türkisches Gebiet nach und legten unbedachtsamer Weise eine türkische Stadt in Asche. Da erklärten die Türken gleichfalls den Krieg an Rußland, wurden aber, da sie noch nicht gehörig gerüstet waren, bald mehrfach geschlagen. Jetzt wurde jedoch Friedrich der Große wegen der unerwarteten Erfolge der russischen Macht besorgt; er fürchtete, daß die Gewalt dieses schon gefährlichen Nachbarn sich noch mehr ausdehnen möchte, und suchte deshalb noch andere Bündnisse anzuknüpfen, um im Nothfalle gegen etwaigen Uebermuth Rußlands geschützt zu sein. Sein Blick mußte sich auf denjenigen Staat wenden, gegen den er bisher so lange Krieg geführt, auf Oesterreich, wo der junge Joseph II. (seit 1765 Kaiser und Mitregent seiner Mutter Maria Theresia) zu einem Freundschaftsbunde mit Friedrich sehr geneigt war.

Friedrich der Große und Kaiser Joseph. Joseph II. war von der größten Bewunderung für Friedrich erfüllt: dessen Kriegsruhm sowohl, wie seine Regentenweisheit begeisterten den jungen Kaiser zu lebendiger Nach-eiferung, und längst war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, den großen Preußenkönig auch besonders kennen zu lernen. Jetzt führten die Fortschritte Rußlands in Polen und der Türkei die gewünschte Annäherung herbei; denn auch Oesterreich mußte mit Besorgniß auf das mächtige Vordringen der russischen Waffen hinblicken. Es wurde eine Zusammenkunft zwischen den beiden deutschen Fürsten verabredet, welche im August 1769 zu Reisse in Oberschlesien stattfand. Bei der ersten Begrüßung sagte Joseph: „Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen.“ Friedrich erwiderte, er sehe den Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Vereinigung zweier Häuser bewirken, die zu lange Feinde gewesen seien, da ihr beiderseitiges Interesse es erfordere, sich eher beizustehen, als aufzureiben. Später sagte der Kaiser: für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr. Zu einer eigentlichen Uebereinkunft wegen der russischen Verhältnisse kam es in Reisse nicht, weil der König mit Rücksicht auf seine Verbindlichkeiten gegen Katharina nichts Feindseliges gegen dieselbe unternehmen wollte; nur die gemeinsame Vermittelung des Friedens wollten sich die beiden Fürsten angelegen sein lassen. Unter militärischen Uebungen und traulichen Gesprächen gingen die Tage des kaiserlichen Besuches hin, beim Ausgehen sah man die beiden Häupter des deutschen Reiches nur Arm in Arm, und ganz Deutschland erfreute sich an dieser herzlichen Einigkeit. Bald darauf machte Friedrich einen Gegenbesuch zu Neustadt in Mähren. Dort nahm er auch Gelegenheit, einem seiner früheren gefährlichsten Gegner, dem General Laudon, die größten Ehren zu erweisen. Als man sich eines Tages zur Tafel setzen wollte, bemerkte man, daß Laudon noch fehle. „Das ist gegen seine Gewohnheit,“ sagte Friedrich, „sonst pflegte er vor mir auf dem Platze zu sein.“ Er wollte, daß dem tapfern Kriegsmanne der Sitz neben ihm gegeben würde; denn er ziehe es vor, ihn zur Seite, als sich gegenüber zu sehen.

Auch in Neustadt kam es indeß zu keinen entscheidenden politischen

Beschlüssen; Friedrich mochte mit Rußland nicht brechen, nur versicherte er, Alles thun zu wollen, damit aus dem Türkenkriege nicht ein allgemeiner Brand entstehe, und sagte zu, womöglich einen Frieden zwischen Rußland und der Türkei herbeizuführen.

Die erste Theilung Polens (1772). Plötzlich nahm die Haltung Oesterreichs und Preußens eine andere Wendung: statt Rußlands Ausdehnung zu verhindern, wurden sie darauf bedacht, sich an dessen Machterweiterung zu betheiligen. Prinz Heinrich von Preußen war gerade in Petersburg zum Besuche, wo er sich bald das besondere Vertrauen der Kaiserin erworben hatte, als die Nachricht eintraf, Oesterreich habe unter dem Vorwande alter Ansprüche einen polnischen Grenzstrich, die Zipser Landschaft, besetzt. Da sagte Katharina zu dem preussischen Prinzen die berühmt gewordenen Worte: „Es scheint, daß man sich in Polen nur zu hüpfen braucht, um ein Stück Land zu nehmen; — wenn der Wiener Hof das Königreich Polen zerstückeln will, so werden die übrigen Nachbarn dasselbe Recht haben.“ Prinz Heinrich ging auf den Gedanken ein, in welchem er zugleich ein Mittel erblickte, Rußland durch die zu bewilligenden Vortheile zum Frieden mit der Türkei zu bewegen. Preußen und Rußland waren bald über eine Theilung polnischer Landesgebiete einig, und es hielt nicht schwer, auch Oesterreich zur Theilnahme zu bestimmen, wiewohl die Kaiserin Maria Theresia selbst zu der Sache ihre Billigung nur mit Widerstreben ertheilte. Die drei Mächte kamen in dem Theilungsvertrage vom 5. August 1772 überein, daß sie die ihren Grenzen zunächst gelegenen Landstriche Polens, die zur Abrundung eines jeden der drei Staaten bequem gelegen waren, in Besitz nehmen sollten. Rußland erhielt Polnisch-Livland und mehrere ausgedehnte Woywodschaften, im Ganzen 3500 Quadratmeilen, — Oesterreich die Zipser Gespanschaft und das spätere Königreich Galizien, zusammen 2500 Quadratmeilen, — Preußen das ganze bis dahin polnische Preußen mit Ermeland, Culmerland und Elbing, nur mit Ausnahme von Danzig und Thorn, die bei Polen blieben, — ferner noch den Neßdistrikt, d. h. Großpolen bis zur Neße (Theile der Woywodschaften Posen, Gnesen und Inowraclaw), im Ganzen 600 Quadratmeilen. Friedrich's Erwerbung war die geringste an Flächeninhalt und Einwohnerzahl, aber sie war für den preussischen Staat von der größten Wichtigkeit, weil sie das bisher von den übrigen Landestheilen getrennte Ostpreußen mit denselben vereinigte. Das neu erworbene Land wurde **Westpreußen** genannt, und da Friedrich jetzt im Besitze des ganzen preussischen Landes war, so nannte er, wie seine Nachfolger, sich fortan nicht mehr König „in“ Preußen, sondern König „von“ Preußen. Die übrigen Großmächte Europa's ließen die Theilung Polens ungehindert geschehen, der polnische Reichstag aber sah sich durch die drohende Kriegsmacht der drei Staaten gezwungen, seine Zustimmung zu der geschehenen Verabreichung zu geben. Friedrich ließ durch eine Druckschrift sein angebliches Recht auf Westpreußen auseinandersetzen, um den gethanen Schritt zu rechtfertigen. Doch bleibt die Theilung Polens ein Gewaltstreich, zu dessen Entschuldigung für Friedrich nur anzuführen ist, daß er einsehen mußte, wie das ohnmächtige Polen doch nicht zu erhalten war und bei der ersten Gelegenheit ganz und ungetheilt unter Rußlands Botmäßigkeit gefallen wäre. Polen

konnte seine Selbstständigkeit nicht behaupten, weil das Volk sittlich verfallen und hinter der allgemeinen Entwicklung der europäischen Staaten durch eigene Schuld zurückgeblieben war, und weil es sich durch inneren Zwiespalt, durch die Willkür des Adels und durch religiösen Hader selbst zerrüttet hatte. Friedrich aber mochte sich über seine Theilnahme an der unvermeidlich erscheinenden Zerstückelung des Landes um so mehr beruhigen, als er Westpreußen alle die Segnungen einer weisen Landesverwaltung zuzuwenden gedachte, durch welche er seine übrigen Unterthanen bereits beglückt hatte.

Am 14. September 1772 ließ der König Westpreußen besetzen und am 27. September fand zu Marienburg die Huldigung statt. Unverzüglich widmete er der neuen Provinz dieselbe liebevolle Fürsorge, durch welche er Schlesien zu so ungeahnter Blüthe entwickelt hatte: an die Stelle der langjährigen Verwirrung und Rechtlosigkeit trat überall eine strenge Rechtspflege, Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, die Leibeigenschaft mit ihren barbarischen Sitten wurde aufgehoben, zahlreiche Schulen zur Ausbildung des bis dahin in geistiger Stumpfheit versunkenen Volkes gegründet, Handel und Thätigkeit belebt und auf diese Weise das neuermorbene Land in kurzem völlig umgewandelt.

Der bairische Erbfolgekrieg. Friedrich hatte durch Westpreußen seinen Staat abgerundet, er sah seine Lande blühen, die Bevölkerung steigen, nahe an 200,000 Mann konnte er jeden Tag ins Feld führen, 16 Festungen sicherten seine Provinzen, die Kriegsvorräthe aller Art, die Kornspeicher und vor allem der Schatz waren immer gefüllt, Rußland wurde ein immer zuverlässigerer Bundesgenosse, keine europäische Macht war dem Berliner Hofe zuwider, selbst Oesterreich hatte unter dem für Friedrich begeistertsten Joseph seinen alten Groll schwinden lassen. Und doch blieb der König von Preußen immer besorglich, und der Wiener Hof gerade war es, welcher seine Sorgen nicht ruhen ließ. Kaiser Joseph's Thätendurst schien dem vorsichtigen Könige bedenklich; als einst in Sansfouci seine Blicke auf Joseph's Büste fielen, sagte er: „Den stelle ich mir unter die Augen. Das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf. Der Kaiser Joseph hat Kopf, er könnte viel ausrichten.“ Zwar fügte Friedrich treffend hinzu: „Schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat;“ aber ungeachtet der unleugbaren Unbesonnenheit des jungen Kaisers erschien sein hochstrebender Sinn gefährlich für die übrigen deutschen Fürsten. Von jeher hatte das Kaiserhaus darnach gestrebt, die österreichische Hausmacht in Deutschland immer mehr zu verstärken und in demselben Grade die Macht und Unabhängigkeit der übrigen deutschen Reichsfürsten herabzudrücken. Wie hätte ein Kaiser von Joseph's hohem Sinne dieses große Ziel aus den Augen lassen sollen! Friedrich hielt ihn solchen gewaltigen Strebens für durchaus fähig, und bald zeigte sich, daß er ihn richtig beurtheilt hatte.

Seit langer Zeit war es ein Lieblingsgedanke des österreichischen Hauses gewesen, Baiern zu erwerben. Nun traten Verhältnisse ein, wo es dem thatendürftigen Joseph leicht schien, solche Absichten zu verwirklichen.

Der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, war am 30. December 1777 plötzlich gestorben. Mit ihm erlosch die pfalz-bairische Linie des wittelsbachischen Hauses; die Nachfolge gebührte dem Kurfürsten Karl Theodor von

der Pfalz. Oesterreich aber machte einige scheinbare Ansprüche geltend, ließ ohne Weiteres Truppen in Baiern einrücken und wußte den schwachen Kurfürsten von der Pfalz zu einem Vergleiche zu bestimmen, durch welchen er die bessere Hälfte seiner Erbschaft an Oesterreich abtrat.

Friedrich erblickte in diesem eigenmächtigen Verfahren eine Verletzung der deutschen Reichsgesetze und ein gefährliches Beispiel für künftige Fälle; er war sofort entschlossen, als Beschützer des Rechts aufzutreten. Unverzüglich ließ er in Wien verkünden, daß Brandenburg-Preußen, als Glied des Reiches, bei der Zerstückelung eines Kurstaates, ohne Mitwirkung des Reiches, wesentlich theilhaftig sei. Zwar wurden ihm Anerbietungen gemacht, mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache zu machen und an dem Gewinne Theil zu nehmen; ihm dünkte jedoch die Rolle eines Beschützers des deutschen Reiches erhabener, und so sehen wir ihn, wiewohl ohne Lust am Kriege, in hohem Alter und körperlich leidend noch einmal die Waffen ergreifen, um das bedrohte Baiern in seiner Selbstständigkeit zu schützen. Er sammelte im Frühjahr 1778 seine Armee, von der unter seiner eigenen und des Prinzen Heinrich Führung ein Corps durch Schlesien und Sachsen nach den österreichischen Staaten marschiren sollte. Die inzwischen angeknüpften Unterhandlungen blieben fruchtlos, und so rückte er im Juli in Böhmen ein. Man hatte sich in Wien geschmeichelt, Preußen rüste nur zum Schein; jetzt erregte die Kunde von Friedrich's Anmarsch den größten Schrecken. Maria Theresia hatte wenig Lust, den verderblichen siebenjährigen Krieg erneuert zu sehen; sie zitterte für ihren Sohn und ließ insgeheim neue Unterhandlungen anknüpfen, die jedoch wiederum zu keinem Ziele führten. Nichtsdestoweniger kam es auch zu keiner eigentlichen Kriegsführung, weil die Oesterreicher hinter ihren Verschanzungen blieben und zur Schlacht im freien Felde nicht herauskamen. So waren denn bei diesem Kriege keine Lorbeeren zu pflücken, Friedrich beschränkte sich darauf, den ganzen Sommer tüchtig fouragirend im Lande umherzuziehen, weshalb er selbst den Feldzug spottweise den „Kartoffelkrieg“ nannte. Bald brachen jedoch in seinem Heere die Ruhr und das Faulfieber aus und nöthigten ihn, sich aus Böhmen herauszuziehen: bei diesem Rückzuge bewährte er durch seine meisterhaften Anordnungen seinen alten Ruhm als trefflicher Kriegsführer. Nicht minder zeichnete sich dabei der Prinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm II. aus, welchem Friedrich darauf sagte: „Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Nefen, — ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben Alles gethan, was ich hätte thun können, Alles, was man von dem erfahrensten General erwarten konnte.“

Trotz Friedrich's Rückzug aus Böhmen fand sich doch der österreichische Hof zu Friedensunterhandlungen um so mehr geneigt, als Rußland Wiene machte, sich mit Preußen zu verbünden. So wurde denn zuerst ein Waffenstillstand, am 13. Mai 1779 aber der Friede zu Teschen geschlossen, durch welchen die zwischen Oesterreich und dem Kurfürsten von der Pfalz getroffene Uebereinkunft aufgehoben und Baiern, mit Ausnahme eines kleinen, jedoch sehr fruchtbaren Districts (zwischen Niederösterreich und Tyrol) an die rechtmäßigen Erben zurückgegeben wurde.

Durch den bairischen Erbfolgekrieg, welcher Preußen 29 Millionen Thaler

und 20,000 Mann gekostet, hatte Friedrich für sich nichts gewinnen wollen, aber wichtiger als jeder Ländererwerb war das Ansehen, welches er in ganz Deutschland als Beschützer gegen willkürliche Ueberhebungen des Kaiserhauses gewonnen hatte.

Mit dem Ende des bairischen Erbfolgekrieges war jedoch nicht alle Gefahr für Deutschlands Fürsten beseitigt; bald trat Oesterreich mit neuen Plänen zur Ausdehnung seiner Macht hervor, und diesmal hatte sich Joseph der Zustimmung Frankreichs und Rußlands zu versichern gewußt. Dem Kurfürsten von Baiern wurde ein Länderaustausch angeboten: er sollte Baiern an Oesterreich abtreten und dafür die kleineren österreichischen Niederlande mit dem Titel eines „Königs von Burgund“ erhalten. Den schwachen Fürsten blendete dieser stolzere Name, und er war zu dem unvortheilhaften Tausche bereit, bei welchem man seinen berechtigten Nachfolger, den Herzog von Pfalz-Zweibrücken, gar nicht befragt hatte. Sowie aber Friedrich die Sache erfuhr, nahm er sich der Rechte des Herzogs an, und gestützt auf das alte Reichsgesetz, die goldene Bulle, erhob er Widerspruch dagegen, daß ein Kurfürstenthum ohne Zustimmung der Reichsfürsten vertauscht würde. In Folge seiner Vorstellungen ließen Rußland und Frankreich nun von dem Vorhaben ab, welches Oesterreich ohne ihre Unterstützung nicht durchzuführen wagte.

Der deutsche Fürstenbund. In dieser Sache hatte sich jedoch von Neuem gezeigt, wie Oesterreich unablässig darauf bedacht war, die übrigen deutschen Staaten unter seine Herrschaft zu bringen. Um so dringender erschien es Friedrich, zum Widerstande gegen solche Gelüste und zur Aufrechterhaltung der Verfassung und der Rechte im deutschen Reiche einige feste Veranstellungen zu treffen, und es reifte in ihm der Plan, die deutschen Fürsten zu solchem Zwecke in einen festen Bund zu vereinigen. Er berieth mit seinem Minister von Herzberg den Entwurf eines Fürstenbundes und theilte denselben alsdann in folgenden Worten den deutschen Fürsten mit: „In Erwägung verschiedener seither eingetretener Umstände, welche die Freiheit von Deutschland bedrohen, haben die Fürsten, welche diesen Verein eingehen, nöthig gefunden, zu dem Mittel zu schreiten, zu welchem sie durch das Herkommen vieler Jahrhunderte und durch die klare Bestimmung der Reichsgesetze genugsam berechtigt sind, nämlich ein Bündniß unter sich zu errichten, welches zu Niemandes Beleidigung gereichen, sondern lediglich den Endzweck haben soll, die bisherige gesetzmäßige Verfassung des deutschen Reiches in ihrem Wesen und Bestande zu erhalten. Nach diesen Grundsätzen verbinden sich die Fürsten, auf ihr altdeutsches fürstliches Ehrenwort, alle und jede Reichsstände bei ihrem rechtmäßigen Besitzstande durch alle rechtliche Gewalt zu schützen. Die verbundenen Fürsten wollen in wahrer und genauer Freundschaft leben und sich Alles, was einem Jeden schädlich oder nützlich sein könnte, im Vertrauen eröffnen und mittheilen. Sie wollen besonders alle dienlichen Mittel anwenden, daß die Reichsversammlung in beständiger Thätigkeit erhalten, über alle dahin gebrachten Angelegenheiten berathen und beschließen, auch die Erledigung der Klagen befördert werde. Wenn Jemand, wer es auch sei, die verbündeten Fürsten oder auch jedes andere Glied des Reiches in seinem Besitzstande mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alten erblichen Länden beunruhigen und

die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte, so verbinden sich die vereinigten Fürsten, daß sie alle reichsgefeszmäßigen Mittel und auch alle ihre Kräfte dahin anwenden wollen, um solchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden, ein jedes Mitglied des Reiches bei seinem Besizstande und das gesammte Reich bei seiner Verfassung zu erhalten und zu handhaben. In jedem besonderen Falle wollen die verbündeten Fürsten sich über die alsdann erforderlichen Mittel auf das Schleunigste berathschlagen, entschließen und vereinigen, auch sich dazu im Voraus, ein Jeder nach seinen Kräften und Umständen, so viel als möglich vorbereiten und einrichten.“

Diese Aufforderung fand im Reiche, außer bei Oesterreich, allgemeinen Anklang; vergeblich suchte Kaiser Joseph dem Plane Friedrich's entgegenzutreten und das Vertrauen der Höfe zu gewinnen, diese wandten sich voll Zuversicht nach Berlin. Kursachsen und Hannover waren die ersten, welche sich mit Preußen zu dem beabsichtigten Bunde vereinigten; 1785 am 23. Juli kam die Uebereinkunft zu Stande, welcher bald darauf auch der edle und freisinnige Kurfürst von Mainz, Karl Freiherr von Erthal, sowie der größte Theil der übrigen Fürsten beirat.

Der deutsche Fürstenbund hat freilich keine weiteren wichtigen Folgen gehabt, weil mit der französischen Revolution bald Umstände eintraten, welche auch die Verhältnisse im deutschen Reiche erschütterten und umgestalteten. Friedrich aber gebührt der Ruhm, an seinem Theile die Aufgabe Preußens für Deutschlands Freiheit, Kraft und Selbstständigkeit klar erkannt und vorgezeichnet zu haben. Der weiteren Zukunft blieb es vorbehalten, die von ihm angebahnte Entwicklung wieder aufzunehmen und zu fördern.

39. Friedrich's Lebensende.

Friedrich's Alter. Während der König durch seine Theilnahme an den großen Weltthändeln sein Ansehen unter den Fürsten immer zu erhöhen bedacht war, versäumte er keine der Sorgen, durch welche er von Anbeginn seiner Herrschaft die innere Wohlfahrt seiner Staaten gefördert hatte. Kein Augenblick entfloß ungenutzt: der hochbejahrte Greis schonte sich ebenso wenig, als er dies im Jünglings- und Mannesalter gethan.

Sein Alter war in mancher Beziehung freudenloser geworden, als die früheren Jahre. Der kinderlose, von seiner Gemahlin fern lebende Mann hatte seinen Hauptgenuß nach den Mühen des Tages im geistreichen Umgange mit Freunden oder im traulichen und belehrenden Briefwechsel gefunden; aber der Tod raubte ihm nach und nach manchen von seinen theuersten Genossen.

Schon im Jahre 1767 war er durch den Tod seines höchst lebenswürdigen Neffen, des Prinzen Heinrich, welcher an den Blattern starb, sehr betrübt worden. Er beweinte den Verlust des ihm sehr theuren Prinzen schmerzlich, wählte für die Gedächtnißpredigt selbst den Text: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken u. s. w.“ (Jes. 55, 8. 9) und schrieb eine herrliche Lobrede auf den früh Vollendeten. Friedrich's liebste Schwester, die Markgräfin von Baireuth, war ihm, wie erwähnt, gleichfalls lange vorausgegangen; ihrem Andenken widmete er in Sanssouci einen Tempel der

Freundschaft. Mit dem Thronfolger, Prinzen von Preußen, stand er nie in einem innigeren Verhältniß, wiewohl er in späteren Jahren sich mit dessen Leistungen in der Kriegskunst, wie in den Friedensarbeiten, zufrieden erklärte. Friedrich's Gemahlin lebte in ihrer stillen Zurückgezogenheit zu Schönhausen, ihre Tage nur durch Wohlthun, wissenschaftliche Beschäftigung und kindliche Frömmigkeit bezeichnend, ohne Sansfouci je gesehen zu haben. Zuweilen pflegte der König des Winters bei ihr im Schlosse zu Berlin zu speisen; aber auch dann sprach er nicht mit ihr. Doch sorgte er nach wie vor, sie in den gebührenden Ehren zu erhalten. Sie starb elf Jahre nach ihm.

Der heitere Kreis, welcher sich früher in Sansfouci bewegt und die Muße des großen Königs verschönert hatte, war allmählig dahin geschwunden, immer einsamer wurde es um ihn her; nur Eines hielt ihn für die Entbehrungen der früheren Freuden schadlos: seine unausgefezte Thätigkeit für des Landes Bestes und die Verehrung, welche ihm das dankbare Volk dafür widmete.

Wenn Friedrich unter seinen Unterthanen erschien, war es, als ob ein Vater zu seinen Kindern komme. So oft er in die Stadt geritten kam, war es stets ein festliches Ereigniß für das Volk. Die Bürger traten aus den Thüren und grüßten ihn ehrerbietig: er erwiderte jeden Gruß, indem er den Hut abzog. Viele folgten ihm zu den Seiten, um ihren alten König recht lange und deutlich zu sehen. Stets lief eine Menge von Kindern und Buben vor und neben ihm her; sie riefen dem „alten Fritz“, wie er gemüthlicher Weise schon lange genannt wurde, ihr Lebehoch zu, warfen ihre Mützen jubelnd empor, wischten ihm auch wohl den Staub von den Stiefeln und trieben sonst allerlei Possen. Friedrich ließ sie nie in ihrer Freude stören; nur wenn sie gar zu weit gingen und das Pferd neckten, daß es scheu ward, stieß er wohl einige rasche Drohungen aus und ritt dann ruhig weiter. Als es einst die Buben zu arg machten, erhob er seinen Krückstock und gebot ihnen drohend, in die Schule zu gehen; die Buben aber riefen ihm jubelnd nach: „Ach der will König sein, und weiß nicht einmal, daß Mittwoch Nachmittags keine Schule ist.“

Wie in der nächsten Umgebung, so zollte man dem großen Fürsten auch im Auslande die höchste Ehrfurcht und Bewunderung, wovon auch seine Unterthanen selbst in den entferntesten Ländern die überraschendsten Beweise erhielten.

Körperliche Leiden. Friedrich war mit einem schwächlichen Körper in die Welt gekommen, und man hatte in seiner früheren Jugend öfter für sein Leben gefürchtet; in den Anstrengungen des Krieges hatte er später seinen Körper abgehärtet, besonders aber war es sein starker Wille, der ihn so manche Krankheitsleiden überwinden ließ. Sein Körper war von den Mühen der Regierung früh gebeugt, sein Geist aber ließ die Leiden keine Gewalt über ihn gewinnen. Die wiederkehrenden Krankheitsanfälle wurden jedoch immer beschwerlicher und drohten die Kraft seines Körpers mehr und mehr zu untergraben. Schon im Jahre 1780 schrieb er einem Freunde: „Was meine Gesundheit betrifft, so werden Sie selbst vermuthen, daß ich, bei 68 Jahren, die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald belustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins,

und sie bereiten sich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen.“ Nichtsdestoweniger erfüllte er unausgesetzt alle Pflichten seines königlichen Amtes, selbst die Reisen in die Provinzen und die Abhaltung der Revüen. Noch im Jahre vor seinem Tode hielt er bei stürmischem Regenwetter sechs Stunden lang die Heerschau in Breslau ab, was wohl sein Ende beschleunigt haben mag. Mit dem Herbst desselben Jahres (1785) trat ein ernstlicher und anhaltender Krankheitszustand ein; bald äußerten sich die bedrohlichen Vorboten der Wassersucht. Aber wie beängstigend und quälend nun auch die Leiden wurden, noch immer sollte die Regententhätigkeit des großen Mannes keine Unterbrechung erleiden.

Am 26. Januar 1786 war der alte Zieten gestorben. Friedrich sagte damals zu seinen Generalen: „Unser alter Zieten hat auch bei seinem Tode sich als General erwiesen. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führe die Hauptarmee, ich werde ihm folgen.“

Friedrich's letzte Krankheit und Tod (17. August 1786). Der April brachte die ersten warmen Tage und Friedrich hoffte, obgleich die Krankheit immer mehr vorgeschritten war, von der Verjüngung der Natur auch eine neue Belebung seiner Kräfte. Die Strahlen der Sonne, die milde Frühlingsluft thaten ihm wohl, und gern genoß er diese Erquickung, indem er sich auf die sogenannte grüne Treppe vor dem Potsdamer Schlosse einen Stuhl hinausbringen ließ und in der Sonne ruhete. Einst bemerkte er, daß die beiden Grenadiere, die an der Treppe unten Schildwache standen, das Gewehr fortwährend am Fuße behielten. Er winkte einen von ihnen zu sich heran und sagte mit gütigem Tone: „Seht nur immer auf und ab, Kinder, Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier sitzen kann.“

Noch im April zog er auf sein geliebtes Sanssouci hinaus; dort versuchte er auf seinem letzten Lieblingspferde Condé öfter einen kurzen Spazierritt, aber die Kräfte wollten bald nicht mehr ausreichen. Die Aerzte wußten keine Hülfe mehr, im Anfange des Sommers hatte sich die Wassersucht vollständig ausgebildet, Friedrich litt unendlich, liegen konnte er nicht mehr, Tag und Nacht mußte er sitzend auf dem Stuhle zubringen; dennoch kam keine Klage über seine Rippen, fast immerfort zeigte er nur Heiterkeit und Ergebung. Wenn er bei Nacht zu heftige Beängstigungen hatte, so rief er, um die Leute im Nebenzimmer nicht zu wecken, ganz leise einen der beiden Lakaien, die bei ihm wachten, und bat ihn in den freundlichsten Ausdrücken, ihm eine Weile den Kopf zu halten. Dem Herzog von Curland, der ihn in dieser schweren Zeit besuchte, sagte er, mit Rücksicht auf seine Schlaflosigkeit, scherzend: „Wenn Sie einen guten Nachtwächter brauchen, so bitte ich mir dies Amt aus, ich kann des Nachts vortrefflich wachen.“ Bei alledem gingen auch jetzt noch die Regierungsgeschäfte unausgesetzt ihren Gang fort: die Cabinetsräthe, die sonst erst um 6 oder 7 Uhr erschienen, wurden jetzt bereits um 4 oder 5 Uhr Morgens vor ihn gerufen. „Mein Zustand,“ sagte er ihnen, „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige, die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“

In warmen Nachmittagsstunden ließ er sich auch in seinen letzten Tagen gern an die Sonne hinausragen. Einst hörte man ihn, den Blick auf die Sonne gewandt, ausrufen: „Bald werde ich dir näher kommen!“

Gegen die Mitte August schien eine schlimme Wendung der Krankheit die nahe Auflösung des Königs zu verkünden. Am 15. August schlummerte er wider seine Gewohnheit bis 11 Uhr, besorgte aber darauf die Cabinetsgeschäfte mit derselben Geistesgegenwart und Frische wie in seinen rüstigen Tagen. Am folgenden Morgen verschlimmerte sich der Zustand auf bedenkliche Weise, die Sprache stockte, das Bewußtsein schien aufzuhören. Die Cabinetsräthe wurden nicht mehr gerufen; wohl aber der Commandant von Potsdam, welchem der König noch seine militärischen Befehle für den Tag ertheilen wollte. Man bemerkte, wie er sich anstrenzte, um sich zu sammeln, er wollte das Haupt aus dem Winkel des Lehnstuhls herausarbeiten, das matte Auge mehr öffnen, die Sprachorgane in Bewegung setzen; aber alle Anstrengung war vergebens, durch einen klagenden Blick gab er zu verstehen, daß es nicht mehr möglich sei. Auch dieser Tag verging jedoch, ohne daß der sieche Körper sich auflöste. Die Nacht war gekommen, es schlug 11 Uhr. Vernehmlich fragte der König, was die Glocke sei. Als man es ihm gesagt, erwiderte er: „Um 4 Uhr will ich aufstehen.“ Ein trockener Husten beklemmte ihn und raubte ihm die Luft. Der eine von den anwesenden Dienern, der Kammerlakai Strüßki, faßte ihm niederkniend unter die Arme und hielt ihn aufrecht, um ihm Erleichterung zu verschaffen. Allmählig veränderten sich jedoch des Königs Züge, das Auge wurde matter und gebrochener, dann wurde der Körper ruhig, nach und nach schwand der Odem. Einige Stunden nach Mitternacht starb Friedrich in des Lakaien Armen. Nur der Arzt und noch zwei Kammerdiener waren Zeugen seines Todes. Es war am 17. August 1786.

Als seine Seele geschieden war, eilte der Minister von Herzberg, dem Thronfolger die erschütternde Botschaft mitzutheilen. Friedrich Wilhelm II. erschien alsbald, um dem großen Verstorbenen das Opfer seines gerechten Schmerzes darzubringen. Nachdem das Gesicht des Dahingeshiedenen in Gyps abgeformt worden, legte man ihm die Uniform des ersten Bataillons Garde an. Um 11 Uhr erhielten die Offiziere der Potsdamer Garnison die Erlaubniß, in das Trauerzimmer zu treten. Sie vergossen tausend, tausend Thränen, als sie ihren Herrn und Vater so vor sich sahen; in gleicher Wehmuth standen unter ihnen des neuen Königs Söhne, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Ludwig. Abends 8 Uhr wurde der König von zwölf Unteroffizieren in einen eichenen Sarg gelegt und auf einem achtspännigen Leichenwagen nach dem Schlosse in die Stadt gebracht. Alle Straßen von Potsdam waren mit Menschen überfüllt, aber die Stille der Mitternacht und des Todes lag auf dem Volke, welches sonst seinen König immer so jubelnd begrüßt hatte. Nur hier und da wurde ein schwer verhaltenes Schluchzen laut.

Am 18. August war die theure Leiche im Schlosse ausgestellt; ruhig sinnender Ernst sprach aus den erblichelten Zügen. Krückstock, Degen und Schärpe lagen übers Kreuz auf einem Taburett neben ihm. Tausende waren auf die Trauerkunde vom Lande, aus Berlin und aus den nächsten Städten herbeigeilt; wahre Trauer erfüllte alle Herzen, wie am Sarge, so im ganzen Lande, wohin immer die schwere Kunde kam. Alle durchbebte der entsetzliche

Schlag des erlittenen Verlustes. „Ein König war gestorben, der, was er auch Menschliches an sich trug, weit, weit hervorragte über die gewöhnlichen gekrönten Häupter, der gerade so lange, wie sein großer Geistesverwandter, Karl der Große, 46 Jahre, am Ruder gesessen, mit einer Kraft, mit einem Blicke, mit einem Willen, wie, so lange die Geschichte denkt, wenigen Sterblichen eigen waren. Friedrich war nicht mehr, welcher die Zierde und der Stolz, der Vater und Erzieher, der wohlthätige Freund und Genius seines Volkes gewesen. In diesem Sinne hatte Preußen eine wahre Landesrauer, und mit Preußen wurde die ganze Welt, von den Thronen bis in die Hütten, von der großen Trauerkunde tief ergriffen.“

Am Abend des 18. August wurde die Leiche feierlich nach der Garnisonkirche in Potsdam gebracht und am 9. September daselbst beigesetzt, indem Friedrich's Nachfolger den früher bestimmten Ort auf der Terrasse von Sanssouci nicht für würdig hielt. Die Gedächtnisrede wurde im ganzen Lande über die Stelle 1 Chron. 18, 8 gehalten: „Ich habe Dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben“.

Das Testament. In seinem Testamente durfte sich der König das erhebende Zeugniß geben: „Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Geseze und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht, ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europa's den Vorrang erhalten hat.“ . . .

Das Testament schließt mit heißen Segenswünschen für Friedrich's theures Vaterland.

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Geseze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeiten fortbauern!“